

K a l e i d o s k o p

R o m a n

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,
berühren, vereinen und wieder verlieren,
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

L E S E P R O B E

(A u s z ü g e)

C O N S T A N T I N
V O N
L E B O U R

Ouvertüre

1. Die Anfänge

2. Fluchten I

3. Fluchten II

4. Neue Welt

5. Erkenntnisse und Finale

Ouverture

Ouverture

Ouvertüre

Mit dem ersten Augenaufschlag bin ich hellwach. Ich sehe dem Morgenlicht zu, wie es zwischen den Lamellen der angelehnten Läden hereinströmt und alles mit goldenem Firnis überzieht. Die Terrassentüren stehen offen in den Raum hinein.

Ein warmer Luftzug streicht herein – über meine Haut. Er lässt mich bereits zu dieser frühen Stunde die bevorstehende Hitze erahnen. Der Geruch des Meeres ist durchwoben von süßen Duftfäden wilder Feigen. Ich sauge die Mischung auf, hänge ihr nach – und spüre die betörende Wirkung.

Vorsichtig wende ich meinen Kopf, sehe zu Paolo. Er schläft noch und liegt mir zugewandt. Das Betttuch ist von ihm abgerutscht. Ich bekomme Gänsehaut. Ich denke daran, dass mein Verlangen nach Nähe mit ihm – nach mehr Nähe – bald erfüllt wird. Ich muss mich beherrschen, nicht vor Ungeduld mit den Füßen über das Laken zu scharren – und vor Lebenslust. Bilder stiller Stunden in einsamen Buchten erfassen mich.

Nachdem Leopolds feige Lügen aufgefliegen waren, war mir das Leben kaum erträglich erschienen. Jedes Mal, wenn ich an sein falsches Spiel gedacht habe, hätte ich den nächstbesten Gegenstand an die Wand schmeißen können. Aber nicht wegen seinem erbärmlichen Verrat. Sondern wegen mir: Wie hatte ich es nur so weit kommen lassen können? Ich hätte den finsternen Betrug erkennen können.

Es ist vorbei. Seit geraumer Zeit kann ich das Leben, mein neues Leben, mein Leben mit Paolo, zügellos genießen – und verspüre Dankbarkeit – und auch Demut.

Langsam drehe ich mich auf die Seite, ihm zu. Für den Augenblick widerstehe ich der Versuchung, ihm nahe zu kommen – auch wenn die Verlockung groß ist. Der Anblick seines Körpers, seiner schlanken Hände, steigert meine Sehnsucht nach Berührung. Aber die erste Berührung des Tages – diesen magischen Moment – zögere ich noch ein wenig hinaus. Währenddessen steigert die Wärme seiner Haut mein wollüstiges Verlangen.

Im kommenden Jahr feiern wir seinen vierzigsten Geburtstag. Hoffentlich zusammen – und hoffentlich hier auf Elba. Ich sehe in sein Gesicht, das von vielen

Forschungsreisen gegerbt ist. Die Züge sind markant. Die dichten, dunklen Locken verleihen ihm eine fast jugendliche Frische. Eine kleine Weile sehe ich ihn an – ihm beim Schlafen zu.

Dann ist der Moment gekommen: Ich werfe mein langes dunkles Haar zur Seite, drehe mich um und schmiege mich mit dem Rücken an ihn. Ich kenne seine Reaktionen, die einstweilen Reflexen gleichen. Ich erwarte den Arm, der sich langsam über mich legt. Seine Hand findet den gewohnten Platz, meine Brust und streichelt sanft. Oft flüstert er auch meinen Namen – sehnsuchtsvoll: „Taraneh“.

All das ist unser Ritual geworden. Mit kindlichem Vergnügen provoziere ich den Ablauf seit Beginn unserer Beziehung immer aufs Neue.

Und immer wieder aufs Neue danke ich meiner Intuition, ihm in jener Sommernacht in Stockholm eine zweite Chance gegeben zu haben – nachdem er mich anlässlich unserer ersten Begegnung Jahre zuvor so brüskiert hatte.

1.

Die Anfänge

Perugia
Intermezzo I
Mission Apollo
Geständnisse
Intermezzo II
Der Name
Intermezzo III 46
Verheißungsvolle Lebensräume
Intermezzo IV
Welt der Erwachsenen
Intermezzo V
Beobachtung
Eigene Welten
Intermezzo VI
Noch mehr Beobachtungen
Am nächsten Tag
Gerüchte
Briefumschläge
Übergriff
Distanz
Spaziergang
Fest am See
Nacht am See
Nächster Tag am See

Perugia

Paolo hastete so schnell durch die engen Gassen von Perugia, dass er bei jedem Schritt den Schulranzen auf dem Rücken tanzen spürte. Mit schnellen Schritten nach links und rechts wich er den Radfahrern und Touristen aus, die, da die große Sommerhitze vorüber war, die Stadt wieder bevölkerten. Eigentlich hätte er auf direktem Weg nachhause sein sollen. Das ging aber nicht. Er war unterwegs zu seinem Freund Francesco. Der war heute, am ersten Schultag nach den Sommerferien, nicht neben ihm gesessen. Noch nie war Francescos Stuhl leer geblieben. Paolo hoffte, dass sein Freund nicht krank war. Für ihn war die Freundschaft mit Francesco wichtig. Nicht nur, um mit ihm Fußball zu spielen, sondern vor allem um der oft erdrückenden Fürsorge seiner Mutter zu entkommen.

Für einen Drittklässler war Paolo groß gewachsen. Mit seinen langen Beinen stand er bald vor der schmucklosen Mietskaserne, in der sein Freund wohnte. Gerade als er klingeln wollte, trat ein alter Mann aus der Haustür. Paolo kannte ihn vom Sehen und sprudelte gleich los.

„Wo ist Francesco, warum war er nicht in der Schule?“

Paolo beobachtete den Alten, wie er sich auf seinen Stock abstützte und zu ihm heruntersah.

„Francesco wohnt nicht mehr hier. Er ist letzte Woche mit seiner Familie nach Deutschland abgereist. Sein Vater hat dort eine neue Arbeit übernommen“, erklärte der Mann geduldig.

Paolo wusste nicht, was das bedeuten sollte. War Deutschland weit weg? Würde Francesco bald wiederkommen? Ohne ein weiteres Wort an den Alten drehte er sich um und trottete nach Hause. Die bevorstehende Standpauke der Mutter war ihm egal. Sicher patrouillierte sie schon vor dem Haus auf und ab, mal in Richtung der einen, mal der anderen Straßenecke, bis sie ihn sah. Dann würde sie auf ihn zueilen, ihre Finger in seine Schultern bohren und den immer gleichen Satz sagen: „Du bist schon wieder zu spät. Du weißt doch, welche Sorgen ich mir jedes Mal mache, wenn Du nicht pünktlich bist.“ Über was sie sich sorgte, erfuhr er nie.

Zu seiner Überraschung stand die Mutter nicht vor dem Haus. Sie blieb auch gelassen, als er läutete und die Wohnungstür öffnete. Schnell lief er an ihr vorbei, durch den dunklen Gang in sein kleines Zimmer und warf den Schulranzen auf das Bett. Er war froh, um ein Donnerwetter herumgekommen zu sein, zumindest für den Augenblick. Dann ging er in die Küche. Der Tisch war gedeckt. Er hatte keinen Hunger.

Vorsichtig begann er von den Neuigkeiten um Francesco zu erzählen. Die Mutter nahm ihn auf den Schoß. Dafür war er eigentlich schon zu groß. Auch die Nähe mochte er nicht mehr. Aber jetzt ließ er es zu und auch, dass sie ihm durch die wilden schwarzen Locken fuhr.

„Ich weiß. Francescos Mutter war vor acht Tagen hier und hat mir alles erzählt“, begann sie, nach dem er ihr berichtet hatte, was er von dem alten Mann wusste. „Der Vater hat Arbeit in Deutschland angenommen. Die Eltern haben niemandem etwas erzählt. Sie wollten nicht, dass sich Francesco und seine Schwester beunruhigen.“

Sie hielt ihm einen Briefumschlag hin, auf dem sein Name stand. Noch nie hatte er Post bekommen. Er nahm den Brief. Vorsichtig zog er das Papier aus dem Kuvert und las die in Druckbuchstaben geschriebenen Zeilen. Francescos Mutter bedauerte, dass die Kameraden nun nicht mehr zusammen spielen könnten. Dann versprach sie, dass die beiden sich wiedersehen, und zum Abschluss lud sie ihn zu einem Besuch nach München ein.

Paolo faltete den Bogen zusammen. „Wie spricht man dort, in München?“ „Deutsch“, antwortete die Mutter. „So wie ich mit meinen Touristengruppen oft spreche.“

Seine Mutter bot Stadtführungen an – und während er bei ihr auf dem Schoß saß, sah er sie vor sich, wie sie Touristen durch Straßen und über Plätze der Altstadt führte, nie müde wurde, die immer gleichen Fakten darzulegen und immer mit großer Begeisterung historische Anekdoten erzählte. Oft sprach sie dann Deutsch.

„Ist Deutsch schwer zu lernen?“, wollte er wissen. Aber er hörte die Antwort nicht mehr. Er hatte bereits beschlossen, Deutsch zu lernen, sobald in der Schule die erste Fremdsprache auf den Lehrplan kommen würde. Er wollte Francesco in seiner

neuen Heimat besuchen. Einstweilen schrieben sich die Freunde Postkarten, auf Italienisch. So überbrückten sie die Zeit bis zum ersten Wiedersehen – zu Weihnachten, als Francescos Familie nach Perugia kam.

Als Erwachsener denkt Paolo manchmal an die zufällige Fügung, Deutsch gelernt zu haben. Wer weiß, sinniert er dann jedes Mal, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn er dieser Laune des Schicksals nicht gefolgt wäre. Er ist von der Gewissheit erfüllt, dass dieser Zufall das erste Glied einer Kette von Ereignissen und Begegnungen war, die andernfalls nie stattgefunden hätten. Niemals wäre er nach Hamburg gezogen. Weder hätte er Nicoletta kennengelernt, noch wären Taraneh und er heute ein Paar.

Intermezzo I

Still liege ich da, an Paolo geschmiegt. Ich sehe mich um, wie jeden Tag um diese Stunde, seit wir uns wieder in seinem Haus auf Elba aufhalten. Allerdings spricht Paolo nie von seinem Haus, sondern immer vom Stall. Denn einst war das Anwesen ein Bauernhof. Zwischenzeitlich ist es unser zweites Zuhause geworden.

Immer wieder erzählt er voller Begeisterung die Geschichte, wie er das verwahrloste Gehöft entdeckte und dem Gemäuer neues Leben einhaucht hat.

Während seiner Schilderung sehe ich ihn jedes Mal vor mir – wie er das unwegsame Gelände dieses Teils der Insel erkundete. Er war alleine unterwegs und entdeckte den aufgegebenen Bau nur zufällig. Er lag zurückversetzt, oberhalb eines Weges, der ins Nichts führte.

Auf dem Plateau angekommen, spürte er den nachlassenden Wind. Eine geschützte Lage – nistete sich bei ihm ein. Die Aussicht auf das Meer fesselte ihn blitzartig. Kein Gebäude versperrte die Sicht. Der Blick reichte bis zum Festland, Richtung Castiglione della Pescaia, und schemenhaft bis Korsika.

Er sah silbrige Blätter knorriger Olivenbäume im Wind flirren und er nahm das Flüstern der großen Blätter von wilden Feigenbäumen wahr. Schon damals liebte er die klebrige Süße der Früchte und deren berausenden Duft.

Das Gebäude schmiegte sich an das Gelände – als würde die Topographie es in einer Armbeuge beschützen.

Er durchstreifte das leere Gehöft. Über eine steinerne Innentreppe gelangte er in das Obergeschoss. Dort trat er hinaus auf das erhöhte Geländeniveau, auf eine natürliche Terrasse – und war überwältigt: Nach Westen hin konnte er das Meer sehen. Wie phantastisch müssen die Sonnenuntergänge von hier aus zu beobachten sein, durchfuhr es ihn.

Schlagartig wurde er unruhig. Seit einiger Zeit spielte er mit dem Gedanken, sich auf Elba eine eigene Bleibe zu suchen. Er liebte die Insel mit ihren Mikroklimazonen und wegen des klaren Wassers. Fast gebetsmühlenartig hatte er sich wieder und

wieder die Vorzüge des Eilands aufgezählt, um sich die Verwirklichung dieses Traums eines Tages rechtfertigen zu können.

Trotz des jämmerlichen Zustands des Hofes nahm er die magische Aura wahr, die von dem Flecken ausgingen. Er erahnte die Spielräume, die diese Lage bot.

Er spürte, vor einer Entscheidung zu stehen. Aber schon im nächsten Augenblick wusste er, dass es nichts mehr zu entscheiden gab. Das hatte sein Inneres bereits erledigt. Hier wollte er den unbestimmten Plan, seinen vagen Traum sich auf Elba anzusiedeln, verwirklichen.

Ein weiterer Gedanke spornte ihn an: Vielleicht war es das, was er brauchte, um die Leere der zurückliegenden Jahre zu überwinden und hinter sich zu lassen – und verspürte unverzüglich Nicolettas Präsenz. Zu dieser Zeit suchte sie ihn gelegentlich noch auf. Dabei empfand er ihr Erscheinen zunehmend als Heimsuchung – und schämte sich, und bekam ein schlechtes Gewissen.

Den Rest der Geschichte hat Paolo dann immer schnell erzählt: Er ermittelte den ortsansässigen Metzger als Eigentümer. Der erzählte ihm, dass sein Vater dort einst Ziegen, Esel und gelegentlich Kühe hielt. Er selbst hatte aber keine Verwendung mehr für den Stall, denn heute kamen das Fleisch, die Würste und die Schinken in seiner Theke von den Schlachthöfen auf dem Festland. Paolo unterbreitete dem Mann ein Angebot und erwarb das Areal.

Der Kauf erwies sich als Glücksfall. Nie hätte er an der Stelle ein neues Gebäude errichten dürfen. Nur bestehende Bauten, auch wenn sie Ruinen glichen, durften renoviert werden. Die Vorschrift sichert Paolo dauerhaft den freien Blick auf das Meer und die Privatsphäre der abgeschiedenen Lage.

Von dem traurigen Zustand des Hofes zeugen Fotos im Treppenhaus der steinernen Treppe hier hinauf in den oberen Stock – in unseren privaten Bereich in dem wir liegen.

Mission Apollo

Lilli ließ den Ball ein paar Mal auf den roten Sand auftippen, bevor sie ihn zum Aufschlag hochwarf. Konzentrier Dich, ermahnte sie sich. Der Aufschlag musste sitzen. Fiona durfte nicht den Eindruck bekommen, dass sie nicht bei der Sache wäre.

Ihre Konzentration galt aber nicht dem Spiel, sondern Platz Nummer sieben. Dort spielte er, der Mann, dem seit seinem Eintritt in den Tennisverein zu Saisonbeginn Lillis ganze Aufmerksamkeit in Sachen Männer gehörte. Vom Belegungsplan wusste sie, dass er Anton hieß. Und noch etwas wusste sie: dass er an drei Tagen pro Woche morgens von sieben bis acht mit immer demselben Partner auf immer demselben Court spielte.

Ohne je mit ihm mehr als ein paar flüchtige Worte der Begrüßung im Vorbeigehen gewechselt zu haben, übte er eine magische Anziehung auf sie aus. Seine ruhige Art, seine Gelassenheit, sein Aussehen wirbelten jedes Mal wenn sie ihn sah, ihre Gedanken auf und durcheinander. Einfach alles an diesem Mann fand sie attraktiv – außer den Namen: „Anton, wie kann man nur so heißen. Was haben sich die Eltern dabei gedacht?“, wiederholte sie Fiona gegenüber immer wieder.

Fiona konnte Lillis kindische Schwärmereien und das Gejammer über fehlende Gelegenheiten eines Kontaktes mit Anton nicht mehr hören. Erst hatte sie sich von Lilli breitschlagen lassen, ihre Tennisverabredungen auf den frühen Morgen, von sieben bis acht Uhr, zu verlegen. Dabei war sie noch weniger ein Morgenmensch als Lilli. Und jetzt spielte Lilli auch noch unkonzentrierter.

Der Ball kam zurück zu Lilli, ging ein paar Mal zwischen ihr und Fiona hin und her, bis sie ihn kraftlos ins Netz verschlug. Fiona rannte vor ans Netz. Mit der flachen Schlägerseite schlug sie auf das gespannte Stahlseil. Ein scharfer Pfeifton peitschte über den Platz. „Unternimm was. Egal was. Aber bring Deinen Hormonstau ins Lot“, zischte Fiona sie an. Wie ein geschlagener Hund und reumütig hob Lilli Bälle auf. So weit war es also schon, gestand sie sich, und entschuldigte sich bei der Freundin. Sie verließen den Platz vorzeitig.

Als Lilli am Turnierplan vorbeikam, las sie: Großes Sommerturnier – Gemischte Doppel – abends Tanz – Die Paarungen werden ausgelost. Augenblicklich war sie elektrisiert. Das war die Gelegenheit. Zugleich beschloss sie, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und klammerte sich an eine spontane Idee.

Sie ging in das kleine, angestaubte Belegungsbüro. Auf dem Fernsehbildschirm in der Ecke lief die Live-Übertragung des Ereignisses des Jahres, das seit Tagen die Welt bewegte: Apollo 11 war auf dem Mond gelandet. Das interessierte Lilli allerdings überhaupt nicht. Sie hatte eine ganz andere Landung im Sinn.

Ein kurzes Gespräch mit der Vereinssekretärin und ein verschworener Blick sollten Fortuna bei der Ziehung des Matchpartners gewogen stimmen. Mit einem konspirativen Dank und listigem Lächeln verließ sie das Büro und fuhr mit dem Rad zur Uni – im Wissen, sich an diesem Vormittag nicht auf die Vorlesungen konzentrieren zu können.

Zwei Tage später vergewisserte sie sich, dass sich ihr Einsatz bei der Sekretärin gelohnt hatte.

Ein unverfänglicheres Kennenlernen hätte es nicht geben können, freute sie sich diebisch, als sie am Samstag neben Anton auf dem Platz stand. Wieder wurde ihr bewusst, wie sehr sie sich Kontakt mit ihm ersehnt hatte.

Ihr Zusammenspiel hätte kaum schlechter sein können. Als sie beide den gleichen Ball annehmen wollten, schlug sie Anton fast den Schläger aus der Hand. Schlagartig schwand ihre Hoffnung, bei ihm zu punkten. Aber er blieb entspannt. Sie schafften es bis ins Viertelfinale.

Während sie nach dem letzten Spiel den Platz verließen, ergriff Lilli abermals die Initiative. Sie wollte weiterhin nichts dem Zufall überlassen. „Sollen wir uns zur Siegerehrung und zur Abendveranstaltung wieder hier treffen?“ Sie wollte die Frage als Aufforderung verstanden wissen.

Kaum hatte sie den Satz ausgesprochen, kam ihr der Gedanke, dass er vielleicht gar nicht vorgehabt hatte zu kommen – oder vielleicht in eigener Begleitung? Gut, sie hatte ihn immer nur mit demselben Tennispartner gesehen. Das musste aber nicht heißen, dass es in seinem Leben nicht auch eine Frau gab, vervollständigte sie ihre

Überlegung. Oder war sein Tennispartner auch der Lebenspartner? Hatte sie etwas übersehen?

Ihr wurde schwindlig. Der Puls hämmerte. In den Ohren hörte sie das Blut rauschen. Sie hatte das Gefühl, ihr Herzschlag sei durch das Tennisshirt zu sehen.

Eine Ewigkeit schien zu verstreichen, bis zu Antons Antwort. „Ja, gerne. Um halb sieben geht es los. Ich werde pünktlich sein.“

„Ja. Pünktlich. Das ist gut.“ So etwas Dämliches hatte sie sich schon lange nicht mehr sagen gehört.

Augenblicklich war sie erschöpft. Nicht vom Spiel, sondern von dem Schrecken über die unvollständige Planung – und vom Warten auf seine Antwort. Sie wollte jetzt nur eins: nach Hause und sich auf den Abend vorbereiten.

Der Name

Zufrieden schlenderte Lilli neben Nico Wellenstein, dem Werbechef des Kosmetikkonzerns, über den Flur. Die Aussicht aus dem 46. Stockwerk der Zentrale raubte ihr auch dieses Mal den Atem.

Im Vorbeigehen bewundert sie abermals die großen Werbefotos an den Wänden – alle von berühmten, makellos schönen Frauen, meist Schauspielerinnen, die als Werbebotschafterinnen für das Unternehmen auftraten. Sie wusste, dass nur die prominentesten Fotografen beauftragt werden, diese Bilder zu machen. Nichts wurde hier dem Zufall überlassen, stellte sie wieder einmal fest. Und weil auch sie nie etwas dem Zufall überließ, hatte sie bei ihrem Chef in München, dem Verlagsleiter durchgesetzt, für nur dieses eine Gespräch nach New York zu fliegen, um den Etat für das nächste Jahr mit ihrem Premium-Kunden abzuschließen.

Die Planung des Treffens mit Nico hatte allerdings penible Vorbereitung erfordert. Sie kannte seine Schwäche, nach den Verhandlungen mit ihr Essen gehen zu wollen. Ein Abendessen mit ihm kam für sie aber nicht infrage – nicht mehr. Nico wurde zu fortgeschrittener Stunde gerne anhänglich. Die Erinnerung an ihre erste Erfahrung dieser Art ließ sie noch immer den Kopf schütteln. Um Nico kam sie allerdings nicht herum, das wusste sie. Abgesehen von seiner gelegentlichen Anlehnungsbedürftigkeit schätzte sie ihn aber in jedem Fall – für seine Zuvorkommenheit und dafür, immer ein fairer Verhandlungspartner zu sein.

Alles eine Frage der Planung, sinnierte Lilli jedes Mal, wenn sie mit den Vorbereitungen eines Termins befasst war, so auch mit Nico. Sie hatte ihre Sekretärin instruiert, seiner Sekretärin nur Vormittagstermine anzubieten und vorsichtshalber gleich neun Uhr vorzuschlagen. Lillis Kalkül: Da bliebe nur Zeit für ein Business Lunch – ohne Alkohol – und kein Raum für Vertraulichkeiten.

Während sie weiter neben ihm herging, auf dem Weg zum Mittagessen, verspürte sie angesichts der gelungenen Vorbereitung des Treffens ein Hochgefühl – und leichtes Schmunzeln in ihren Zügen. Es war noch nicht zwölf Uhr mittags, und alle Punkte der Tagesordnung waren abgehakt. Wieder einmal hatte es Nico eilig gehabt,

durch die Tagesordnung zu kommen und die anderen Gesprächsteilnehmer loszuwerden. Für dieses Arbeitstempo hatte nicht zuletzt sie selbst gesorgt – mit der dekolletierten Kostümjacke, unter der sie einen durchaus sichtbaren, sündteuren BH trug. Sie wusste genau, dass eine Inszenierung dieser Art ausreichte, um Nicos Wunsch zu beflügeln baldmöglichst mit ihr allein sein und mit ihr Essen gehen zu wollen. Sie freute sich, mit ihrer Intuition hinsichtlich ihres Auftritts richtig gelegen zu haben.

Ein schlechtes Gewissen anlässlich solch kleiner Tricks bekam sie nicht mehr.

Sie musste sich bremsen, den Gang verlangsamen. Angesichts des Energieschubs, der sich vor Euphorie bei ihr breitmachte, drohte sie einen Schritt zu schnell zu werden. Nico hätte mit seinen kurzen Beinen zusehen müssen, Schrittzuhalten.

Schließlich standen sie vor den Aufzugtüren. Während sie auf den Lift warteten, dachte sie zurück an ihre beruflichen Anfänge.

In den späten 1960er Jahren hatte sie angefangen, Politikwissenschaften in München zu studieren. Journalismus war ihr Ziel. Währenddessen inspirierten sie die Umbrüche der Studentenbewegung und sie verinnerlichte alles, was nach Emanzipation und Gleichberechtigung klang, roch und schmeckte. Sie nahm sich, was sie glaubte, als Frau zum Leben zu brauchen – so wie Anton, den sie später heiratete. Sie trieb sich in von Zigarettenrauch vernebelten Kneipen herum, diskutierte leidenschaftlich und sah sich als Journalistin im Politikressort einer großen Tageszeitung.

Um erste Erfahrungen zu sammeln, hatte sie sich bei einem Zeitungsverlag für eine Praktikumsstelle im Politik-Ressort beworben. Der Verlag hatte ihr aber stattdessen einen Platz in der Anzeigenabteilung angeboten. Laut schimpfte sie über den Personalchef, zerknüllte dessen Schreiben und warf es in finsterner Wut in Richtung Papierkorb. Das Papier trudelte aber mehr, als dass es flog – und ihr Ärger verflüchtigte sich. Sie hob den Brief auf, strich das Papier glatt und nahm die Stelle an. Den Sprung in den Redaktionsbereich würde sie schon noch schaffen, nahm sie sich zum Vorsatz.

Sie war überrascht, schon am ersten Praktikumstag konkrete Aufgaben zu übernehmen. Am Ende der ersten Woche klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch zum ersten Mal. Die Mitarbeiterin der Telefonzentrale raunte einen Namen, und schon hatte sie den Anrufer in der Leitung. Noch bevor sie ihren Namen sagen konnte, redete eine Männerstimme auf sie ein. Sie war überrumpelt. Aber augenblicklich war ihr Ehrgeiz geweckt.

Aus den Fragen erkannte sie das Unternehmen, vom dem der Anruf kam und machte sich Notizen. Nach dem Namen des Anrufers zu fragen, traute sie sich nicht.

Jetzt eine kleine Notlüge, war ihre Strategie. „Ich bin auf dem Sprung in eine Besprechung. Wir melden uns später, um alles abzustimmen. Ist das in Ordnung für Sie?“, wand sie sich aus der Situation.

Mit den Notizen klopfte Lilli bei der Leiterin der Anzeigenabteilung an. Sie besprachen die Punkte. Darauf folgte die nächste Überraschung: Die Chefin beauftragte sie, den Kunden zurückzurufen und sich um das Projekt zu kümmern. Mehrere Male ging sie das bevorstehende Telefongespräch im Geiste durch. Dann griff sie zum Hörer.

Am Ende des Tages verließ sie stolz das Verlagshaus, wenn auch nicht durch die Tür des Redaktionsbereichs. In den weiteren Wochen erkannte sie die Bedeutung des Anzeigengeschäfts und die Macht der Werbung. Als der Verlag ihr gegen Ende des Praktikums eine Position im Anzeigenverkauf für die Zeit nach dem Studium in Aussicht stellte, war sie nicht mehr zu halten. Ein Jahr lang konzentrierte sie sich auf das Staatsexamen und nahm anschließend die Stelle im Verlag an. Sie lernte den Umgang mit Agenturen und Werbekunden und bekam, als später ihre Chefin das Unternehmen verließ, die Leitung der Abteilung übertragen. Ihre politischen Ambitionen lebte sie auf privater Ebene aus.

Das elegante Restaurant auf der Madison Avenue im Herzen Manhattans, in das Nico sie geführt hatte, war noch fast leer. Die Jalousien der großen Fensterfronten waren schräggestellt, so dass der Raum von einem milchigen Licht erfüllt war. Der

Blick nach draußen, auf die Straße, zu den vorbeieilenden Menschen und dem Verkehr, amüsierte Lilli – alles in Streifen geschnitten – alles quergestreift.

Die Geräuschkulisse im Raum war gedämpft. Auch Nicos Worte drangen wie durch eine Nebelwand zu ihr durch. Die junge Kellnerin, die sie bediente, nahm Lillis Aufmerksamkeit in Anspruch. Wunderschön, diese Dunklen Augen. Und eine seidige Haut und ein Teint, wie sie das meist bei Frauen aus dem Nahen Osten kannte. Lilli war hingerissen.

Mit Taraneh hatte sich die Kellnerin vorgestellt, als sie an den Tisch getreten war um Nicos und ihre Bestellungen aufzunehmen. Während des Essens beobachtete sie die junge Frau immer wieder.

Beim Verlassen des Restaurants erkundigte sich Lilli bei ihr nach der Schreibweise des Namens. Darauf traf Lilli eine Entscheidung: Sollte sie einmal eine Tochter bekommen, würde sie Taraneh heißen. Diese Entscheidung traf sie auch gleich für Anton mit.

Intermezzo III

Vorsichtig lege ich Paolos Arm zur Seite, schlüpfte aus dem Bett und schleiche in das Außenbad.

Ich Dusche. Im gleißenden Sonnenlicht prüfe ich, dass kein unerwünschtes Haar meine Glätte stört. Schließlich lege ich mich auf die Liege, um mich von der Morgensonne trocknen zu lassen. Die Luft ist erfüllt vom Gezwitscher der Vögel – und gelegentlich von ihrem Gezänke. Bis zur Mittagsstunde wird diese Geräuschkulisse verstummt sein, während das Zirpen der Zikaden zu einem ohrenbetäubenden Lärm angeschwollen sein wird.

Meine Gedanken schweifen ab. Plötzlich steht Leopold vor mir. Ich wollte ihn heiraten. Wie wäre das Leben verlaufen, wenn sein unfassbarer Betrug erst nach der Hochzeit aufgefliegen wäre? Nie zuvor habe ich mich in einem Menschen so getäuscht – und so offensichtliche Signale übersehen, wissentlich ignoriert. Schon lange nicht mehr haben mich Gedanken, Erinnerungen an ihn heimgesucht. Warum plötzlich jetzt? Mit dem Arm wische ich durch die Luft, als helfe es, Leopolds Bild und meine Erinnerungen wegzuschieben.

Deutlich spüre ich, wie das Thermometer an Fahrt gewinnt. Ich sehe hoch zu den weißen Blüten der Bougainvillea, die entlang der Eisenbögen ranken. Was für eine üppige, berauschende, ja verschwenderische Vegetation das Klima hier zaubert, sinne ich.

Ich lasse meine Gedanken fliegen – und linse zu dem Quader, für den Paolo gestern Nacht eine neue Verwendung, eine Spielart ganz anderer Art, erfunden hat.

Beim Bummel auf einem Antikmarkt hatten wir den Block gleichzeitig entdeckt. Sofort hatte sich einer unserer stummen Dialoge in Gang gesetzt: ‚Sieh mal, der könnte passen.‘ ‚Ja, der ist perfekt.‘ Unsre stummen Gespräche erschrecken uns noch immer – und lösen verschworene Blicke zwischen uns aus. Manchmal fangen wir auch an zu lachen – was unsere Umgebung mit verständnislosen Blicken oder Schulterzucken quittiert.

Jetzt steht die weichpolierte Stele im Ausmaß eines Barhockers zwischen dem Wasserstrahl der Dusche und der Mauerumfassung des Patios – als Ablage – eigentlich.

Als wir gestern Nacht nachhause kamen, fand die Stele eine neue Bestimmung. Nass vom Duschen, umfasste mich Paolo plötzlich, setzte mich darauf, trat vor mich und kam zu mir.

Ich sehe es – wie ich dort sitze –

Intermezzo IV

Leise schleiche ich vom Außenbad zurück und schmiege mich an Paolo, der weiterhin schläft. Der Arm legt sich über mich, die Hand findet ihren gewohnten Platz.

Es ist schon einige Jahre her, dass Paolo und ich uns ein erstes Mal über den Weg gelaufen waren. Damals, nach der Trennung von Leopold, hatte ich an der Universität eine neue Stelle angenommen. Eines Tages war ich für die Organisation eines Kongresses verantwortlich.

Paolo war einer von mehreren Hundert Wissenschaftlern aus aller Welt – und dennoch stach er sofort heraus. Seine Beiträge waren brillant, und genauso beeindruckend fand ich seine Stimme und sein Aussehen.

Am Ende des ersten Tages nutzte ich die Gelegenheit, um ihn nach seinen Eindrücken zum Konferenzverlauf zu fragen. Seine Reaktion war befremdlich. Im Gegensatz zu seinem Engagement in den Arbeitsgruppen ließ er mich schroff abblitzen. Er blieb einsilbig, als wollte er mir zu verstehen geben, kein Gespräch führen zu wollen – jedenfalls nicht mit mir. Ich beließ es dabei.

Beim Abschlussempfang, zwei Tage später, wagte ich einen erneuten Anlauf. Paolo, damals für mich noch Herr Dr. Ruggieri, stand allein und wirkte in dem Gedränge um ihn herum verloren. Erneut erwies er sich als spröde, fast unhöflich. Was war falsch gelaufen? Was hatte ich falsch gemacht?, fragte ich mich seinerzeit.

Heute, da ich seine Geschichte kenne, weiß ich, dass ich nichts falsch gemacht habe, und kann sein Verhalten nachvollziehen. Wenn ich jetzt an die ersten kurzen Begegnungen mit ihm zurückdenke, kommt es mir vor, als sei es eine Ewigkeit her.

Welt der Erwachsenen

In ihren Kindertagen half Taraneh ihrer Mutter bei den Vorbereitungen, wenn Gäste ins Haus standen – was häufig der Fall war. Zu Beginn, bis sich die Gäste zum Essen setzten, durfte sie dabeibleiben.

Sie verstand nichts von dem, was die Erwachsenen sprachen. Aber das störte sie nicht. Sie beobachtete die fremde Erwachsenenwelt und entwickelte eine eigene Ordnung dazu. Anfänglich beobachtete sie vor allem ihre Eltern.

Lilli genoss es, das Haus voller Besucher zu haben. Dann sprach sie noch lauter, war impulsiv und provozierte, denn sie diskutierte für ihr Leben gern. Gelegentlich wurde ihr eine Tendenz zu linken Positionen vorgeworfen. Solche Zuweisungen verwarf sie mit einer einfachen Handbewegung, pochte darauf, humanistisch eingestellt zu sein, und verwahrte sich dagegen, dogmatisch auf starre Wertepositionen reduziert zu werden.

Wenn es aber auf das Thema Kirche kam, wurde sie regelrecht radikal. Schon früh hatte sie der Kirche den Rücken gekehrt und vertrat die Auffassung, dass eine Verbindung zwischen Staat und Religionen verfassungsrechtlich untersagt werden sollte, so wie in Frankreich – oder den USA.

Ihren Vater erlebte Taraneh gänzlich anders – zurückhaltend. Immer war es die Mutter, die den großen Auftritt hatte – den er ihr gern zu überlassen schien. Für ihn, hörte Taraneh ihren Vater einmal sagen, waren die Einladungen wie Theaterinszenierungen – mit komischen, zuweilen tragischen Figuren. Die Stücke amüsierten ihn meist dennoch.

„Alles kleinliche Angebereien“, war sein Kommentar, wenn die anwesenden Herren mal wieder mit ihren Transaktionen geprahlt oder sich mit Kennerhabitus zu aktuellen Themen äußerten hatten.

Anton selbst hatte nie die Chance gehabt, das Gymnasium zu besuchen. Sein Berufsweg war vorbestimmt – den Handwerksbetrieb für Sanitär und Heizung des Vaters fortzuführen. Nach der Meisterprüfung hatte er den Betrieb übernommen. Sein Vater, der sich körperlich verausgabt hatte, war Anton ein warnendes Beispiel

gewesen. Mit Geschick gewann er zunehmend größere Aufträge und kaufte bald einen Großhandel für Elektro, Sanitär und Heizung hinzu.

Eins kam zum anderen, und Anton baute ein expandierendes Unternehmen rund um Haustechnik und Gebäudemanagement auf. Nie haderte er damit, einziger Nicht-Akademiker in seinem Führungsteam zu sein. Er hatte verstanden, dass seine Mitarbeiter zwar tüchtig und loyal waren, aber keine Unternehmer, so wie er selbst.

Intermezzo V

Ich schmunzle über Paolos tiefen Schlaf – und über meine Ungeduld. Dann sehe ich an mir herunter. Nahtlose Bräune – so Dunkel, dass meine Nippel fast nicht von meiner gebräunten Haut zu unterscheiden sind. Auch Winters ist mein Teint getönt, mit einem seidigen, olivfarbenen Schimmer. Jetzt aber leuchtet meine Haut wie polierte Bronze. Ich gefalle mir rundum. Das konnte ich nicht immer in meinem Leben sagen.

Seit zehn Tagen sind wir wieder auf Elba. Mit einer Propellermaschine waren wir von München auf den winzigen Flugplatz von Elba, Marina Di Campo, geflogen. In den kleinen Flugzeugen ist es mir gelegentlich unheimlich. Einmal auf Reishöhe, verliere ich aber schnell meine Ängste. Der Alpenüberflug ist jedes Mal ein Erlebnis. Dann träume ich von Wanderungen mit Paolo – von Hütte zu Hütte. Und ich wäre nicht ich, wenn ich die Tagträume nicht mit Gedanken an Kissenschlachten und lustvolle Liebesspiele mit ihm in kariierter Hüttenbettwäsche anreichern würde. Beim Landeanflug halte ich Ausschau nach abgelegenen Buchten, die ich Paolo zeige, um irgendwann dort ungestörte Stunden mit ihm zu erleben.

Genau das tun wir seit der Ankunft. Mit seinem Boot, einer motorisierten Nussschale, steuern wir vom Hafenörtchen Porto Azzurro aus, einsame Buchten an und genießen die Zeit zu zweit. Vorm Ablegen bummeln wir durch die engen Gassen, kaufen Obst und Wasser, trinken Espresso in einer der Hafenbars und sehen dem Leben zu.

Seit unserem letzten Aufenthalt vor vier Wochen ist es auf dem Eiland ruhig geworden. Der Hochsaison mit dem quirligen Treiben auf dem Platz am kleinen Hafen ist gemächliche Langsamkeit, eine Trägheit gefolgt – als herrsche melancholische Stimmung über den ausklingenden Sommer. Dem scharfen Licht der langen Tage, das alle Farben kraftvoll leuchten ließ, sind die sanften Sonnenstrahlen gefolgt, die morgens den Tau, der sich seit einigen Tagen nachts niederlegt, zögerlich aufzutrocknen. Ich liebe die morgendliche Stimmung, wenn sich das frühe Licht durch milchige Dunstschwaden seinen Weg bahnt.

Die Sonne heizt die Tage noch immer auf fast dreißig Grad auf. Am Himmel, der nicht mehr stahlblau ist, sondern ein blasses Hellblau trägt, schießen die letzten Mauersegler durch die Luft, pfeifen, bevor sie bald nach Süden abziehen.

Wenn wir durch den Ort Richtung Boot schlendern, halten wir uns bei der Hand oder umfassen einander an den Hüften. Dann spürt er, dass ich, wie meistens, wenn wir hier sind, nichts unter dem Sommerkleid an habe. Er kennt die kleine Frivolität, meinen verspielten Hang, seit unserem ersten nächtlichen Bummel durch München. Ich weiß, wie sehr es ihn erregt, zu wissen, dass ich nackt unterm Kleid bin. Seine Erregung stärkt das Empfinden meiner Weiblichkeit – und meine Hingabe für ihn. Nie habe ich mich von einem Mann so angenommen und so begehrt gefühlt. Ich bin sicher, dass man mir das ansieht – und vielleicht auch, dass ich nichts unterm Kleid trage.

Ich versuche die Gedanken derer zu erraten, die mein Geheimnis erkennen – und empfinde Lustschauer, wenn ich mich in meiner verhüllten Nacktheit ertappt fühle. Ich fange die verschworenen Blicke ein – meist von Frauen – verspüre Momente von Gleichgesinntheit und Verbundenheit, und weihe Paolo in die eingefangenen Blicke ein.

Seit unseren ersten Berührungen haben unser Bedürfnis, den anderen anzufassen und zu spüren, und unser Verlangen aufeinander nicht nachgelassen. Im Gegenteil: Paolo ist süchtig nach mir – nach meiner Nähe, meinem Geruch, meiner Wärme, meinen Rundungen, meiner Tiefe. Und ich kann es nicht lassen, ihn anzufassen, immer und überall – egal, ob wir allein und zuhause oder in Gesellschaft und unterwegs sind.

Beobachtungen

Seit ihrem dreizehnten Geburtstag setzte sich Taraneh anlässlich von Esseneinladungen der Eltern gelegentlich mit an den Tisch. Das tat sie ihrer Mutter zuliebe, denn die Gespräche langweilten sie meist. Und weder war sie auf die Komplimente der anwesenden Herren erpicht, noch auf die von Freundinnen ihrer Mutter wieder und wieder – ganz im Vertrauen – gestellte Frage, ob sie einen Freund habe. Nein, sie hatte keinen Freund und verspürte auch kein Begehren wie einige ihrer Mitschülerinnen, die von Erfahrungen mit Jungs erzählten. Wenn in der Schule eine Jugendzeitschrift, in der illustrierte Tipps zum Masturbieren und zu Intimitäten zu zweit abgebildet waren, die Runde machte, schielte sie gelegentlich hin. Es inspirierte sie nicht.

Nach dem Essen blieben die Gäste oft am Tisch sitzen und diskutierten lautstark. Spätestens dann war die Langeweile für Taraneh unerträglich, und sie schlich sich davon, meist in ihr Zimmer.

Manchmal blieb sie aber noch eine Weile auf dem Sofa, am anderen Ende des Wohnzimmers sitzen, und beobachtete die Runde. Im Laufe der Zeit bemerkte sie immer mehr Signale, die die Gäste über ihre Gesten und Blicke auszusenden schienen, aussandten. Zu gern hätte sie gewusst, wann das zufällig, und wann bewusst und mit gezielten Absichten geschah.

Sie beobachtete und entdeckte immer mehr Details. Bei Astrid standen ab dem zweiten Glas Wein, und wenn Tom zu den Gästen zählte, immer zwei Knöpfe mehr als sonst an der Bluse offen. Fasziniert beobachtete Taraneh, wie Astrid die lange Goldkette mit den Fingerspitzen einer Hand zusammenfasste und vor dem Dekolleté pendelte, während sie Tom an den Lippen hing.

Friedrich, ihr Mann, ließ fast keine Einladung aus, um wieder einmal zu deklamieren, mit Geschiedenen nicht zu verkehren. Fast nie merkte er, dass er dann für den restlichen Abend – mal wieder – den Kredit verspielt hatte.

Er war stets akkurat gekleidet, nie ohne Krawatte, auch bei schönem Wetter und wenn Grillen auf dem Programm stand. Taraneh war jedes Mal belustigt, wenn ihr

Vater Witze über Friedrich machte, und meinte, er hätte einen veritablen Wein-
Baron abgegeben.

Zu Friedrichs Marotten gehörten auch dämliche Bemerkungen über Schwule, weswegen Anton vor Langem Lilli gebeten hatte, Friedrich und Astrid nicht mit einzuladen, wenn Peter und Rainer kamen. Taraneh hatte verstanden, dass ihr Vater sich zum Schutz des Paares verpflichtet fühlte. Seit sie denken konnte, gehörten Peter und Rainer zu den engsten Freunden ihrer Eltern, und sie mochte die beiden, denn sie hatten Themen parat, die auch sie interessierten. Zudem bewunderte sie deren modische Extravaganz.

Eines Tages waren Peter und Rainer wieder einmal im Haus. Peter trug einen himmelblauen Overall mit einem Reißverschluss vom Kragen bis in den Schritt. Der enge Schnitt betonte seine Männlichkeit augenfällig. Bei diesem Anblick musste sich Taraneh beherrschen, vor unterdrücktem Lachen nicht zu platzen. Aber als Peter wenige Augenblicke später beim Anblick eines neuen Bildes leicht näselsnd „Ach Du dickes Ei – wie geil ist das denn“ ausrief, konnte Taraneh nicht mehr. Sie prustete los – und alle anderen taten es ihr gleich. Seither war der Ausruf „Ach Du dickes Ei“ die Begrüßungsformel, wenn Taraneh und Peter sich sahen. Den hellblauen Overall bekam niemand mehr je zu sehen.

Die Beobachtungen all der Geschehnisse ergaben für Taraneh ein buntes, lebensfrohes Bild. Dennoch blieb ihr verborgen, was ihre Eltern, außer mit Rainer und Peter, mit vielen der Bekannten verband.

Eigene Welten

Im Kindergarten lernte Taraneh Lena kennen. Lena wohnte wenige Minuten zu Fuß von ihr entfernt. Lena war ein Nachkömmling, ihre Schwester zehn Jahre älter. Lena und Taraneh wurden Schwestern im Geiste, gluckten ständig zusammen und blieben oft über Nacht.

Später, in der Schule lernte sie Christiaan kennen. Gemeinsam durchlebten die drei eine turbulente Pubertät.

Auch Christiaan wohnte nur unweit von Taraneh entfernt. Er entstammte einem noblen Geschlecht. Sein Vater trug zum Zeichen der Abstammung einen mächtigen Siegelring am kleinen Finger der linken Hand. Der Ring fasste einen Dunkelblauen Stein, in dem das Familienwappen mit einer Krone darüber eingraviert war.

Taraneh beobachtete, dass Christiaans Vater nur selten zu Hause war, meist auch nicht an den Wochenenden – und wenn doch, wie sich dann Spannungen aufbauten. Der Vater erwartete, so Taranehs Feststellung, dass sich während seiner Anwesenheit alles um ihn drehte. Die Familie sollte sich im Halbkreis um ihn versammeln, beschrieb Christiaan die väterliche Erwartungshaltung sarkastisch und verächtlich. Dabei hatten sich Christiaan, seine beiden jüngeren Brüder und die Mutter längst eigene Welten geschaffen. Niemand wartete mehr auf den Vater und Ehemann.

Christiaan bildete mit den Brüdern ein streitlustiges Trio, weswegen die Mutter froh war, wenn Taraneh zu Besuch war. Taraneh wirkte wie ein Regulativ auf die drei. Aber an zwei Wochentagen verzichtete Taraneh auf Besuche bei Christiaan. Mittwochs- und samstagsnachmittags spielte die Mutter mit Freundinnen Karten, das königliche Spiel: Bridge. Dann musste Ruhe herrschen, damit sich die Runde auf ihr Blatt konzentrieren konnte.

Auch Christiaan versuchte an diesen Tagen, sich beschäftigt zu geben oder aus dem Haus zu kommen. Andernfalls sollte er den Damen, die aus seiner Sicht uralt waren, die Hand geben – und einen tiefen Diener machen.

Er hatte, wie Korbinian und Florian, fast schwarze, dichte Locken. Putzwolle, so bezeichneten die Brüder ihre Haare. Wenn er nicht um die Begrüßung herumgekommen war, griffen einige der Bridge-Freundinnen der Mutter in seine Locken und kicherten.

In der Pubertät war er überzeugt, dass die Damen erotische Gefühle verspürt haben mussten, während sie ihm durchs Haar fuhren. Anders konnte er sich ihr Begehren, wenn sie seiner habhaft geworden waren, und ihr grunzendes Kichern dabei, nicht erklären. Da hätte er sich noch nicht vorstellen können, eines Tages Frauen, die älter waren als er, den Vorzug gegenüber gleichaltrigen Mädchen zu geben – wenn auch Frauen, die nicht so alt waren, wie die Bridge-Freundinnen seiner Mutter.

Die Abwesenheit des Vaters und der Bridge-Zirkus der Mutter bescherte den Brüdern aber auch Vorteile: Jeder baute für sich unbemerkt eigene Freiräume auf und durchlebte die Pubertät weitestgehend unbeobachtet und ungestört.

Briefumschläge

An einem heißen Junitag, Taraneh war gerade aus der Schule heimgekommen, klingelte es an der Haustür. Christiaan stand vor dem Eingang und trat, kaum hatte sie die Türe geöffnet herein. Er redete schnell, verhaspelte sich, war ein einziges nervöses Bündel.

„Mein Vater ist vor zwei Tagen ausgezogen. Er hat jetzt eine Freundin. Wer sie ist und wo er wohnt, sagt er nicht. Er hat nur erklärt, alles großzügig zu regeln. Wie gönnerhaft“, spottete er.

Taraneh wusste nicht, wie sie reagieren sollte oder dem Freund helfen konnte. Es folgten angespannte Tage, deren Hoffnungslosigkeit allen erst später bewusst wurde. Taraneh beobachtete die Geschehnisse und verbrachte jetzt häufiger als sonst Nachmittage bei Christiaan. Die Mutter der drei Brüder wirkte auf sie verstört und war nur noch ein grauer Schatten. Ihre Haut an Armen, Beinen, im Gesicht – alles war grau. Sie redete wenig und versuchte nur ihre Söhne um sich zu scharen.

Die Bridge-Runden fielen aus. Alle waren hilflos. Keiner konnte die Situation einschätzen, und keiner hatte eine Vorstellung davon, wie es weitergehen sollte und würde. Korbinian und Florian nutzten jede Gelegenheit, um aus dem Haus zu kommen – nur weg, egal wohin – ihr Ventil, um mit der Verzweiflung und der Überforderung aller zurechtzukommen.

Gut zwei Wochen vergingen und nichts bewegte sich. Taraneh erkannte, dass Christiaan aus einer anfänglich hektischen Phase in einen Zustand der Hypernervosität und Gereiztheit geraten war.

Eines Morgens fiel ihr auf, dass er abgenommen hatte. Am frühen Nachmittag kam er zu ihr und erzählte, dass seine Mutter mittags, als er von der Schule heimgekommen war, nicht zuhause war und seither auch nicht aufgetaucht sei. Er hielt einen großen Briefumschlag in der Hand. Sie sah seinen Namen darauf, in der unverkennbaren Handschrift seiner Mutter. Der Klebestreifen war noch verschlossen. Sie spürte, dass er Angst hatte, das Kuvert zu öffnen, und übernahm

das für ihn. Sie holte vier kleinere Umschläge heraus, die sie ihm gab. Einer war an ihn, die anderen an seine Brüder und an den Vater gerichtet. Sie ahnten nicht, was das bedeutete.

Er öffnete den Umschlag mit seinem Namen und las stumm den Abschiedsbrief seiner Mutter. Sie schrieb, nicht weiterleben zu können und nicht zwischen den Brüdern und ihrem Vater stehen zu wollen.

Christiaan ließ seine Hand mit den Zeilen sinken und starrte ins Leere. Sie nahm ihm das Papier aus der Hand, begann zu lesen – und bereute es sofort. Und sie war es, die aufschrie – und niemand war da, um ihnen zu helfen.

Was sollten sie tun? Abwarten, ob das alles eine Übertreibung war und die Mutter wiederauftauchen würde?

Es vergingen Stunden – und nichts geschah, während sie mit Christiaan bei ihm zuhause wartete. Korbinian und Florian waren zwischenzeitlich auch zurück. Dass es kein Mittagessen gab, verwunderte sie nur kurz. Sie waren froh, dass zur Abwechslung keine trübe Stimmung herrschte. Taraneh wusste, dass Christiaan die Umschläge für die Brüder noch bei sich hatte.

Bis zum späten Nachmittag passierte nichts. Taraneh und Christiaan überlegten, was zu tun wäre. Sie beschlossen zur Polizei zu gehen. Mit dem Rad fuhren sie auf die Wache. Den Brüdern erklärten sie, dass Taranehs Rad geklaut worden wäre und eine Anzeige aufgeben müssten. Wie fadenscheinig die Lüge war, wurde ihnen bewusst, als sie auf ihrem Rad neben ihm herfuhr. Das hatten Korbinian und Florian allerdings nicht mitbekommen.

Auf der Wache blieb Taraneh hinter der Barriere zurück. Sie beobachtete, wie ein Beamter versuchte, Christiaan zu trösten. Darauf zeigte der ihm den Brief. Der Polizist bat Christiaan um seinen Ausweis. Er hatte keine Papiere dabei. Darauf fragte der Beamte ihn nach seinem Alter. Auf die Antwort fünfzehn, lehnte sich der Beamte in seinem Stuhl zurück und erklärte, keine Vermisstenanzeige von ihm aufnehmen zu können.

„Komm mit Deinem Vater wieder“, instruierte ihn der Mann. Taraneh merkte, wie für ihren Freund die Situation aus dem Ruder lief. „Was soll ich denn tun“, flüsterte

Christiaan in einem letzten Anflug von Beherrschung. Sie wusste, dass er diesen Satz lieber herausgeschrien hätte – und sah, wie ihm Tränen der Verzweiflung und Erschöpfung in den Augen standen. Eine Mitarbeiterin kam und versuchte, ihn zu trösten. Christiaan stieß sie weg.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Korbinian kam herein, ging zu Taraneh und flüsterte ihr ins Ohr. Darauf sprang sie auf und rief in den Raum: „Sie haben Deine Mutter gefunden.“ „Da hast Du es. Alles löst sich in Wohlgefallen auf“, gab der Polizist von sich. Christiaan ignorierte ihn.

„Wer hat sie gefunden, woher weißt Du das?“ Christiaans Stimme klang kehlig, fast künstlich. Erst jetzt sah er seinen Bruder. Korbinian stammelte: „Das Schwabinger Krankenhaus hat angerufen. Sie hat versucht, sich mit Schlaftabletten zu vergiften. Sie ist mit dem Rettungswagen eingeliefert worden.“

Christiaan erhob sich. Schweigend verließen sie zu dritt das Revier. Tränen liefen ihm über die Wangen. Taraneh spürte die Wut und Verzweiflung in ihm. Bei Korbinian war alles noch zu neu, noch nicht durchgedrungen. Er war noch in der Lage, die Geschehnisse mit klarer Stimme zu erläutern.

„Ein Hund hat Mami im Unterholz gefunden. Kein Spaziergänger wäre dort je hingekommen“, erklärte er auf dem Weg nach draußen. Auf der Straße blieben sie eine Weile schweigend stehen.

Es war noch immer heiß – eigentlich ein idealer Tag für fröhliche Stunden im Schwimmbad, dachte Taraneh. Aber niemandem war nach Fröhlich. Christiaan fing sich allmählich. Taraneh war froh, dass die Situation geklärt zu sein schien. Sie konnte sich vorstellen, dass es ihm ebenso ging – und dass er froh war, sie an seiner Seite zu haben. Keiner von ihnen würde je diesen Tag und die letzten Stunden vergessen.

Distanz

Taranehs Kinderdorf im Garten war längst verwaist, was Anton zu dem Vorschlag bewog, an Stelle von Sandkiste und Spielgeräten ein Schwimmbecken aufzustellen. Taraneh war begeistert und träumte von Wasserschlachten. Als Sonnenanbeterin fand Lilli den Vorschlag ebenfalls großartig.

Aus der Idee eines aufstellbaren Schwimmbeckens wurde ein eleganter Pool mit im Halbkreis angelegten Stufen ins Wasser die von allen als Sitzbank genutzt wurden.

Anton gewöhnte sich an, morgens zwanzig Minuten gegen die Gegenstromanlage zu schwimmen. Taranehs Wasserschlachten waren dagegen meist von kurzer Dauer. Hauptnutzerin des Pools und der Terrasse drum herum wurde Lilli. Im Verlag war ihr effizienter Arbeitsstil genauso bekannt wie die Tatsache, eine Tochter zu haben, derentwegen sie meist pünktlich Feierabend machte. Diese Gewohnheit behielt sie auch bei, als Taraneh sich längst eher bei Freunden herumtrieb – statt zuhause auf die Mutter zu warten.

So sonnte und schwamm Lilli an schönen Sommertagen, nachdem sie aus dem Büro gekommen war. Das tat sie nackt – genauso wie sie morgens im Haus und in der Küche umherlief, um zwei Becher mit Kaffee aus dem Kaffeeautomaten zu befüllen und zu Anton mit ins Bett zu nehmen.

Taraneh war sechzehn, als sie von ihrem Zimmer aus hinunter zum Pool sah. Sie beobachtete ihre Mutter, wie sie aus dem Wasser kam und sich auf eine Sonnenliege legte. Auf ihrer Haut glitzerten Wassertropfen die wie Diamanten funkelten. Sie fragte sich, ob sie, wenn sie selbst einmal im Alter ihrer Mutter sein wird, auch noch so gut aussehen würde?

Sie war es gewohnt, ihre Mutter unbekleidet am Schwimmbecken zu sehen, während sie selbst immer einen Bikini trug, egal, ob sie allein schwamm oder ob Freunde zum Baden zu Besuch waren – so wie Christiaan, der manchmal unangemeldet, mit einem Handtuch unterm Arm, den Garten durchschritt, mit einem knappen Handzeichen grüßte und abtauchte. Seit dem Vorfall, wie der

Selbstmordversuch seiner Mutter allgemein umschrieben wurde, genoss er bei Lilli und Anton eine Mischung aus Hausrecht und Narrenfreiheit. Taraneh gesellte sich dann immer rasch zu ihm.

Taraneh wollte den Blick gerade wieder abwenden und weiterlesen, als sie ihren Vater sah, der durch den Garten zu Lilli ging. Er trug noch einen Anzug – muss gerade aus dem Büro gekommen sein, dachte Taraneh. Sie verfolgte ihn mit dem Blick und sah, wie er sich zu Lilli herunterbeugte und ihr einen raschen Kuss gab. Lilli schien ihn festzuhalten, denn er setzte sich zu ihr. Lilli strich ihm durchs Haar, zog ihn dann zu sich herunter und küsste ihn. Anton fing an, ihre Brust zu streicheln. Darauf griff Lilli nach seiner anderen Hand und führte sie über ihren Bauch ...

Taraneh wandte den Blick ab. Dass ihre Eltern ein vitales Liebesleben führten, wusste sie – das war oft nicht zu überhören. Mehr wollte sie dazu aber nicht wissen.

Die Szene eben hätte nicht sein müssen und löste Distanz bei ihr aus. Sie versuchte die Beobachtung von sich zu schieben – und tauchte wieder ein in die Zeilen von *Bonjour Tristesse* in ihren Händen.

Wenig später beobachtete sie, wie Anton und Lilli durch den Garten und aufs Haus zingingen. Was für ein Bild: Meine Mutter, nur mit einem Handtuch überm Arm, eingehakt bei meinem Vater – na ja, bei ihrem Mann – der im Anzug sehr offiziell wirkte.

Sie senkte ihren Blick, sah aber aus dem Augenwinkel ihre Mutter winken. Sie tat, als bemerke sie es nicht.

Fest am See

Im folgenden Sommer war Taraneh zusammen mit Lena und Christiaan bei ihrer Schulkameradin Manon zu einem Fest eingeladen. Manons Familie besaß ein Ferienhaus an einem See im Oberland, wo häufig Feste gefeiert wurden. Gelegentlich hatte Manon schon davon erzählt.

Die Feiern schienen unkonventionell zu verlaufen. Alle waren aufgefordert, Schlafsack, Handtuch und vor allem Essen und Getränke mitzubringen. Manons Eltern hatten irgendwann entschieden, dass sie selbst auch Gäste auf den Einladungen sein wollten – statt als Gastgeber vor allem an der Arbeit hängen zu bleiben.

Lena war schon am Freitag mit Manon und ihren Eltern vorausgefahren. Taraneh und Christiaan kamen am Samstagmittag mit der Bahn und das letzte Stück mit dem Postbus nach.

Taraneh war überrascht, als sie eintrafen. Das war kein Wochenendhaus – das war eine Märchenwelt. Eine prachtvolle Villa mit Erkern, einem Türmchen und Balkonen – inmitten eines Parks mit mächtigen Buchen, Linden, Pappeln und Kastanien – und alles direkt am See. Solche Anwesen und den Baustil kannte sie von Seen in Oberitalien. Etwas zurückversetzt stand ein Querbau in passendem Stil, aber bescheidener ausgeführt.

Manon erklärte den Freunden, dass in dem Nebengebäude, im unteren Teil, einst Kutschen standen, und der erste Stock als Unterkunft für Hausangestellte diente. Heute war das Nebengebäude vollständig mit Gästezimmern ausgebaut. Dann erzählte Manon, dass ihr Urgroßvater das Anwesen vor rund hundert Jahren hatte erbauen lassen und ihre Mutter es später geerbt habe.

Taraneh fiel die spärliche Möblierung der Villa auf, und dass die wenigen Möbel, die umherstanden, abgestoßen und die Stoffe verschlissen waren. Auch die Küche hatte schon bessere Tage gesehen. Als sie den Kühlschrank öffnen wollte, hatte sie den Türgriff in der Hand. Manon zuckte nur mit den Schultern. „Eigentlich können sich meine Eltern das Haus gar nicht leisten. An vielen Stellen sind Reparaturen

fällig. Die Heizkörper sind durchgerostet, weswegen wir das Haus nur im Sommer benutzen können. Wenigstens sind die Wasserleitungen okay. Aber niemand denkt daran, das Haus aufzugeben und zu verkaufen.“ Ein Hauch von Melancholie legte sich über die kleine Gruppe.

„Mami“, rief Manon in die Stille hinein, „meine Freunde sind angekommen.“ Manons Mutter begrüßte Taraneh und Christiaan herzlich. „Bitte nennt mich Yasmin. Ich finde es schön, dass Manon anfängt, jetzt ihre eigenen Gäste zu den Feten einzuladen. Fühlt Euch wie zuhause.“

Taraneh wusste, dass die Mutter siebzehn war, als Manon zur Welt kam. Ihr weizenblondes, ganz kurzes Haar und ihr lebensfroher Auftritt ließen sie noch jünger erscheinen, als sie war. Oliver, ihr Mann, stand stumm und mit verschränkten Armen da. Zur Begrüßung nickte er nur und gab niemandem die Hand. Taraneh schien er ein gutes Stück älter zu sein, als Yasmin.

Nach der Begrüßung gingen die Freunde weiter. Noch bevor sie das Zimmer verlassen hatten, setzten Manons Eltern einen Streit fort, den sie offensichtlich schon zuvor geführt hatten: „Ich bin Deine ewigen Ausflüchte leid, warum Du keinen Beitrag zum Familieneinkommen leisten kannst“, hörte Taraneh Yasmins Stimme beben. „Sorge künftig selbst für Dich. Damit kannst Du gleich heute anfangen und Deinen eigenen Wein und Dein eigenes Essen mitbringen, so wie alle anderen auch – woher auch immer – es ist mir egal. Ich habe jedenfalls keine Lust mehr, für Dich zu sorgen.“

Taraneh hörte Oliver nicht antworten, sah aber, wie er durch die Verandatür in den Garten verschwand. Manon rollte mit den Augen, als sei sie derartige Streitigkeiten ihrer Eltern gewöhnt.

Immer mehr Gäste trafen ein. Taraneh beobachtete, wie sie in der Reihenfolge ihrer Ankunft die Zimmer im Gästehaus unaufgefordert belegten. Alle schienen die Regeln zu kennen. Diejenigen, die ankamen, als das Duzend Zimmer belegt waren, stellten sich vielleicht darauf ein, die Nacht durchzumachen, überlegte sie. Jedenfalls konnte sie nicht erkennen, wo diese Gruppe, die den weit größeren Teil der Gesellschaft ausmachte, schlafen sollte.

Es war ein heißer Tag. Das erste Juliwochenende. Die Freunde saßen auf dem Badesteg, der sich am Ende zu einer Plattform über dem Wasser erweiterte.

Taraneh blickte zur Villa hoch. Von hier aus wirkte alles noch größer. Ihr fielen aber auch die Schäden an der Fassade auf. Wie es hier aussehen würde, wenn das alles ihren Eltern gehörte?, überlegte sie. Alles wäre in perfektem Zustand. Die Vorstellung widerstrebte ihr. Würde dann noch die besondere Atmosphäre, die flirrende Schwingung herrschen, die sie wahrzunehmen? Sie verspürte eine ihr unbekannte Unruhe, eine verheißungsvolle Spannung. Gedanken und Empfindungen überlagerten sich im Wechsel. Taumelnde Eindrücke lenkten ihre Sinne. Ein sonderbarer, ein fremdartiger Reiz nahm Besitz von ihr. Eine unbestimmte Aufforderung alten Pfade zu verlassen und Neues zu wagen, erfasste sie.

Plötzlich zog sich Manon aus. Als sie nackt war, glitt sie vom Steg ins Wasser und forderte die anderen auf, auch in den See zu kommen. Im Handumdrehen war auch Lena, die am Vortag mitbekommen hatte, dass hier alle nackt badeten, ausgezogen und im Wasser.

Als wäre es das Normalste der Welt, zog auch Taraneh sich aus – und sinnierte, wie anders hier alles war als zuhause: eine entrückte, eine unwirkliche Welt. Außer ihre Freunde kannte sie niemanden – und niemand kennt sie. Für nichts musste sie sich rechtfertigen – nichts ging sie etwas an. Der Zauber einer Bühne, auf der jeder die eigene Rolle im eigenen Stück spielte, bestimmte die Atmosphäre der Umgebung – alles erschien ihr möglich, alles erlaubt.

Sie sah Christiaans verblüfften Blick. Klar, er kannte sie nur im Bikini. Sie lachte ihn an und sprang zu Lena und Manon ins Wasser. Er blieb sitzen und überließ es den Freundinnen, ihn nass zu spritzen – bis sie auf den See hinausschwammen.

Nacht am See

Das Fest verlief für Taranehs Vorstellungen ungeordnet. Es gab keinen festen Beginn, jeder aß und trank, was, wann und wo er wollte. Gruppen bildeten sich und lösten sich auf. Es wurde laut gelacht, diskutiert und gestritten. Irgendwann setzte Musik ein. Gäste fingen an zu tanzen, allein, paarweise – später eng umschlungen – nicht immer mit den Partnern, mit denen sie gekommen waren.

Sie beobachtete Paare, die sich ins Gästehaus davonschlichen – und bei der Rückkehr übertrieben laut lachten oder redeten. Manon erklärte ihren drei Gästen zu alledem nichts. Taraneh vermutete, dass sie diese Geschehnisse gewohnt war. Irgendwann gegen Mitternacht setzte sie sich unter eine mächtige, abseitsstehende Kastanie und betrachtete das Treiben.

Eine laszive Schwingung erfasste sie. Alles um sie fühlte sich herausfordernd, aufregend und richtig an. Der morbide Charme der Villa, die im Licht der Fackeln geheimnisvoll und magisch erschien, animierte ihre Gedanken, Neues zulassen und wagen zu wollen. Sie spürte, dass Veränderungen vor ihr lagen.

Erneut dachte sie an ihre Eltern: Wie würden sie das alles hier finden und sich einbringen? Es widerstrebte ihr abermals, sich ihre Eltern in dieser Umgebung vorzustellen. Das hier war ihre Welt, waren ihre Freunde und ihre Erfahrungen, wehrte sie die Vorstellung ab – vor allem die Idee der Anwesenheit ihrer Mutter.

Taraneh wollte das fremde, dieses neue Lebensgefühl, das sie körperlich spürte, das greifbar zu sein schien, ungestört auf sich wirken lassen.

Christiaan kam ihr in den Sinn. Sie war froh, dass er dabei war, und die meisten ihn für ihren Freund hielten. Andernfalls, war sie sich sicher, hätten einige der Herren sie zum Tanzen aufgefordert. Darauf hatte sie keine Lust. Dann fiel ihr auf, ihn länger nicht mehr gesehen zu haben und sie fragte sich, wo er abgeblieben war.

Sie erhob sich von dem Beobachtungsposten unter der Kastanie und gesellte sich zu Manon und Lena.

In den frühen Morgenstunden setzte sie sich in der Veranda in einen der abgewetzten Sessel. Sie wollte sich kurz ausruhen – dachte an die Verabredung mit Manon und Lena bei Sonnenaufgang schwimmen zu gehen – und schlief ein.

2.

Fluchten I

Schutzburg Hamburg
Einladung
Fluchten
Joy Knox
Erkenntnisse in Alba
Noch eine Einladung
Ausblicke und Aussichten
Nur ein Schriftzug
Ein richtiges Leben
Beschützerinstinkt
Teuflische Inszenierung
Überfall
Fast eine Ewigkeit
Fatale Entscheidung

Schutzburg Hamburg

Paolos Freundschaft mit Francesco überstand den Umzug von Francescos Familie nach München. Nachdem Paolo angefangen hatte, Deutsch in der Schule zu lernen, durfte er den Freund während der Sommerferien erstmals in München besuchen.

Die Stadt erschien Paolo endlos groß, mit Straßen, die breiter waren als Autobahnen, und mit unterirdischen Zügen, die sie überall schnell hinbrachten. Francesco kannte sich gut aus, und so rückten die Freunde häufig aus.

Einer der Höhepunkte für Paolo war das Deutsche Museum, die Elektro-Abteilung, mit den Vorführungen von Blitzeinschlägen in den Faraday-Käfig. Jedes Mal saß ein Mitarbeiter des Museums in der Eisenkugel, um zu beweisen, dass das Gerippe Stromschläge, stark wie Blitze, ableitete und die Person im Inneren unversehrt blieb. Ein anderer Höhepunkt war der Verkaufssalon von BMW in der Innenstadt. Hier standen die Motorräder, von denen Paolo träumte, seit er ein kleiner Junge war. Er versprach sich, irgendwann einmal selbst so eine Maschine zu fahren.

Nach dem Abitur entschied Paolo, Physik zu studieren. Zum Leidwesen der Mutter aber zu seiner Freude gab es seine Fachrichtung in Perugia nicht. Die Mutter versuchte ihn zu überzeugen, etwas anderes zu studieren, damit er in Perugia bleiben und zuhause wohnen könnte. Aber sie sah ein, dass es Zeit war, den Sohn aus ihrer Obhut freizugeben und ihn ziehen zu lassen, nach Bologna.

Paolos Deutschkenntnisse waren über die Jahre so gut geworden, dass er nach dem Diplomabschluss eine Assistentenstelle am Institut für Meteorologie der Universität in Hamburg erhielt, um zu promovieren.

Paolo genoss die neue Umgebung in vollen Zügen – die eleganten Fassaden der großbürgerlichen Häuser und das viele Wasser – nicht nur am Hafen, an der Elbe oder in der Alster. Vom allem hatten es ihm die Kanäle, die sich durch die ganze Stadt zogen, angetan. Er war nicht überrascht zu lesen, dass Hamburg mehr Brücken hat als Venedig. Häufig, wenn er Besuch von auswärts bekam, unternahm er Bootsfahrten durch das Netz der Stadtfleete, entlang prachtvoller Villen und

Wohnhäuser mit gepflegten Gärten. Die Fahrten legte er auf die frühen Abendstunden, wenn die Lichter in den Häusern angingen, denn dann, erklärte er jedes Mal, zeigte sich Hamburg in einer einzigartigen Stimmung.

In der Möwenstraße, wenige Schritte von der Außenalster entfernt, fand er bei einer Witwe in einer einstmals prachtvollen, zwischenzeitlich etwas ramponierten Villa ein Zimmer. Er und zwei weitere Untermieter bewohnten den ersten Stock.

Zudem löste er ein Versprechen ein: Er kaufte sich ein Motorrad, eine gebrauchte BMW. Stolz und mit Glücksgefühlen erkundete er mit der Maschine die Stadt und das Umland.

Paolo liebte das Leben im Norden – nicht zuletzt auch wegen der Distanz zur Mutter. In Briefen versuchte sie weiterhin ihre vereinnahmende Fürsorge auszuleben. Häufig öffnete er Post von ihr erst Tage nach dem sie eingetroffen war und die Vermieterin den Umschlag unter der Zimmertüre durchgeschoben hatte.

Einladung mit Folgen

Gut zwei Monate lebte er in Hamburg, als er die Einladung zu Sonjas Geburtstagsfeier erhielt. Francescos Schwester wohnte seit Längerem in der Hansestadt, in einem heruntergekommenen Altbau in Altona.

Es war noch still in der Wohnung, als er vor der Türe stand und klingelte. Er vermutete der erste Gast zu sein.

Nach der Begrüßung bat Sonja ihn in das Tischzimmer – eine Bezeichnung, die sich ihm sofort erschloss: zwei alten Zimmertüren lagen aneinandergeschobenen auf Böcken und bildeten einen Tisch. Darauf stellte er sein Geschenk ab.

Am anderen Ende des Tisches sah er eine junge Frau, die er schon öfter aus der Entfernung gesehen hatte. Sie war Mitarbeiterin bei Langhain Catering. Bei dem Unternehmen besserte er durch gelegentliche Aushilfstätigkeiten sein Assistentengehalt auf. Gesprochen hatte er noch nie mit ihr. Da niemand weiteres im Raum war ging er auf sie zu. „Hallo, ich bin Paolo Ruggieri, vielleicht kennen Sie mich, ich jobbe manchmal bei Langhain Catering.“

Sie hielt ihm die Hand hin. „Ich weiß. Ich heiße Nicoletta und arbeite seit einem Jahr bei Langhain. Ich bin so was wie das Mädchen für alles: Ein bisschen Kundenberatung, Besichtigungen der Locations, Angebote schreiben und – meine Lieblingstätigkeit – Beschwerden auffangen.“

Mit dem Redeschwall hatte Nicoletta augenblicklich seine Aufmerksamkeit herausgefordert.

„Gibt es denn so viele Beschwerden?“, fragte er irritiert.

„Nein, eben nicht. Darum schätze ich diesen Teil meiner Arbeit so – den muss ich fast nie erfüllen“, erwiderte sie und fügte lachend hinzu: „Ich weiß, klingt ein bisschen unlogisch.“

Nicoletta stand ohne Glas da, und auch er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ein Getränk zu holen.

„Darf ich Dir was zum Trinken bringen?“ Er erschrak. Er hatte sie geduzt. Vermutlich, weil sie ihm nur ihren Vornamen genannt hatte.

„Sì, sì.“ antwortete sie, und fügte hinzu: „Ich komme übrigens auch aus Italien.“ Das hatte er nach ihren ersten Sätzen schon vermutet, ihr aber mit der Frage nach ihrer Herkunft nicht den Eindruck vermitteln wollen, dass er ihre Deutschkenntnisse als schlecht einstufte.

„Vino, birra, acqua?“, fragte er mit einer einladenden, typisch italienischen Handbewegung. Sie lachte laut auf und warf ihren Kopf nach hinten. Beides wirkte auf ihn etwas übertrieben. In diesem Moment kam Sonja mit einem Tablett voller Gläser herein.

„Ha, ich sehe, die Forza Italia hat sich schon gefunden.“ Nicoletta nahm ein Glas Weißwein, Paolo griff zu Prosecco.

„Salute“, sagten beide. Paolo wechselte ins Italienische.

„Wo kommst Du her, und was hat Dich nach Hamburg getrieben?“ Jetzt sprudelte er los. „Ich meine, wenn Du darüber sprechen möchtest.“ schob er fast entschuldigend nach.

„Schon in Ordnung. Ich komme aus Bra, einem kleinen Kaff im Piemont – obwohl, das ist weder fair noch wahr. Es ist eine kleine Stadt mit immerhin fast dreißigtausend Einwohnern. Und Bra ist wirklich sehr schön, eben eines dieser typischen norditalienischen Nester. Die nächste größere Stadt ist Alba. Man muss Bra nicht kennen – obwohl“, sie zögerte, „von dort kommt immerhin die Slow-Food-Bewegung.“

„Slow Food? Was steckt dahinter, welche Bedeutung hat die Bewegung für Bra?“

„Willst Du es wirklich wissen? Es ist eine nicht ganz alltägliche Geschichte.“ Sie sah ihn fragend an. Warum wurde sie so ernst?, fragte er sich und nickte zustimmend.

„Ich mache es kurz: Es war ein gewisser Carlo Petrini, ein vielseitig interessierter und zugleich widersprüchlicher Geist. Als Jugendlicher war er Messdiener, später Vorsitzender der Diözesanjugend. Er studierte Soziologie. Politisch aktiv wurde er für die Partito di Unità Proletaria im Stadtrat von Bra. Er soll auch mal einen illegalen Sender, ein Piratenradio, betrieben haben. Er war ein Rebell im positiven Sinn und prangerte Skandale in der Wein- und Lebensmittelindustrie an.

Petrini war früh das Leben in der Region, mit regionalen Produkten, wichtig. Auslöser für die Gründung von Slow Food war die Eröffnung einer McDonald's-Filiale an der Piazza Navona in Rom. Den Platz kennst Du doch, oder?“ Sie zwinkerte ihm zu. „Das war 1986“, fuhr sie fort. „Aus Protest gegen diese Eröffnung an diesem Standort organisierte Petrini ein öffentliches Spaghetti-Essen an der Spanischen Treppe. Später rief er in einem Vorort von Bra die gastronomische Università di Scienze Gastronomiche ins Leben.“

Durch gelegentliches Kopfnicken vermittelte er ihr, ihr zu folgen. Bei ihm machte sich der Eindruck breit, dass Nicoletta kein Mensch war, der auf Partys nicht plaudern wollte, sondern ernsthaft Unterhaltung suchte.

„Ach ja“, ergänzte sie, „später fand auf seine Initiative hin in Turin eine Konferenz des Bauernnetzwerks Terra Madre statt, das erste Welttreffen von fast fünftausend Bauern. Schirmherr war immerhin Prinz Charles.“

Er sah sie an, sagte nichts, nickte abermals.

„Du wolltest es wissen,“ lachte sie und zuckte mit den Schultern.

„Pertini scheint wirklich ein interessanter Typ zu sein. Danke. Und Hamburg?“, fasste Paolo nach.

„Um es nochmals kurz zu machen: An einer Hotelfachschule in der Schweiz absolvierte ich eine Ausbildung. Während der Praktika trieb ich mich aber meist in Küchen herum. Eigentlich bin ich eher Köchin geworden. Meinen Master habe ich an besagter Università di Scienze Gastronomiche in Bra erworben. Wir waren einer der ersten Jahrgänge.“

Als ich die Ausbildung abgeschlossen hatte, wollte ich weg, einfach nur weg – weg aus Bra, wo ich meine Kindheit, fast mein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte. Und hier, bei Langhain, bekam ich eine Chance. Langhain berücksichtigt soweit wie möglich die Werte von Slow Food, was mir natürlich entgegenkommt. So, jetzt kennst Du meine kleine Geschichte. Und Du?“

Paolo spürte, wie sie versuchte, von sich abzulenken. Aber er war neugierig geworden. Einfach nur weg – weg aus Bra. Die nebulöse Formulierung begann in seinem Kopf zu kreisen.

„Hättest Du Lust, Dich dort hinzusetzen?“ Er deutete auf ein kleines Sofa. Sie setzten sich und schwiegen für einen Augenblick. Dann erzählte Paolo in knappen Sätzen von Francesco und dessen Umzug nach Deutschland, der ihn veranlasst hatte, Deutsch zu lernen, und warum er jetzt in Hamburg lebte. Dabei konnte er sich einen Seitenhieb auf den Beschützerinstinkt seiner Mutter, seinen Schutzengel, wie er sie ironisch nannte, nicht verkneifen – und erklärte, dass für ihn Hamburg somit auch etwas mit Befreiung und Unabhängigkeit zu tun habe.

Fluchten

Nicoletta konnte Paolos Andeutung, die räumliche Distanz zu seiner Familie, vor allem zur Mutter, als Befreiung zu empfinden, nur allzu gut nachvollziehen – auch wenn ihr Wunsch, ihrem alten Leben und ihrer Heimatstadt Bra zu entfliehen, einen ganz anderen Hintergrund hatte, eine ganz eigene Geschichte war.

„Warum wolltest Du weg aus Bra?“, fragte Paolo beiläufig. Er wollte seine Neugier nicht offen zeigen oder aufdringlich erscheinen.

Nicoletta nahm es gelassen. Sie hatte den Eindruck, dass hier jemand wirkliches Interesse an ihrem Leben hatte. Sie überlegte, ob es ihr gefallen würde, ihre Geschichte zu erzählen. Das hatte sie noch nie getan. Noch dazu in der Muttersprache. Sie verspürte Sehnsucht – mehr noch – Verlangen, alles zu erzählen. Wie erleichternd würde es sein, von ihrem Vater, Notar Rudolfo Pierini, der grauen, unnahbaren Eminenz, und ihrer Mutter, Joy Knox, die für sie nicht mehr als die Buchstaben eines Schriftzuges war, zu erzählen?

Bei diesen Gedanken, jetzt neben Paolo, ließ sie zum ersten Mal das Eingeständnis zu, dass ihr Leben in Bra einer Tristesse geglichen hatte. Keine fröhliche Kindheit, keine spannende Jugend mit Gleichaltrigen – keine verbindenden Erinnerungen waren ihr geblieben. Bis zum Wegzug aus Bra hatte sie sich über das Leben ihres Vaters definiert. Sie hatte sich an etwas klammern wollen, das irgendwie mit Familie zu tun hatte.

Eigentlich hatte sie erst angefangen zu leben, nach dem sie Bra den Rücken zugekehrt hatte. Dieses Eingeständnis erschreckte sie. Dabei war ihr das alles seit längerem unterschwellig bewusst.

Darauf setzte sie an Paolo und sich selbst, ihre Geschichte zu erzählen:

3.

Fluchten II

Argwohn
Verrat
Klarheit und Wahrheit
Planlos
Delikates und Eskapaden
Angekommen
Das Leben soll bunt sein
Regenklopfen
Verzeihliche Notlüge
Nachfassen
Die Zeit galoppiert
Wespennest
Trügerische Glückseligkeit
Irrgarten der Nachrichten

Argwohn

Die Ereignisse während des Sommerfests am See und wenig später die Beobachtung ihrer Mutter, im Garten mit Anton, lösten bei Taraneh Skepsis aus. Oder war es gar ein Verdacht? Ihre Eltern gerieten ins Visier ihres Argwohns.

Mit dem Schicksal als Einzelkind hatte sie sich abgefunden. Aber warum hatten ihre Eltern überhaupt ein Kind? Das Leben bot ihnen doch ausreichend Abwechslung. Wozu da noch ein Kind? Und wäre ihnen ein Sohn, ein Stammhalter, lieber gewesen?, grämte sie sich.

Je länger sie über die Fragen nachdachte, umso mehr haderte sie damit, was sie tatsächlich über ihre Eltern wusste: Tanzte ihre Mutter auf Geschäftsreisen auch eng umschlungen mit anderen Männern und verschwand für eine Weile in fremden Zimmern? Seit der Beobachtung Julias, die nur zwei Kleidungsstücke ausziehen musste, um nackt zu sein, sah sie in Lilli vor allem die Frau, statt die Mutter. Eine attraktive Frau, die sich absichtsvoll kleidete und ihre Ausstrahlung bewusst einsetzte.

Und ihr Vater: Führt der ein Doppelleben? Hat er Affären – mit seiner Sekretärin oder mit einer von Lillis Freundinnen? Das wären die Klassiker.

Wie Pfeilspitzen bohrten die Fragen in ihr. War der Argwohn falsch, übertrieben? Die Eltern vieler Freunde waren geschieden, oder eines Tages war aufgefliegen, dass ein oder beide Elternteile Affären hatten. Warum sollte das bei Lilli und Anton anders sein?

Immer wieder verfiel sie in einen Zustand der Verärgerung, wurde regelrecht wütend – während Lilli und Anton das Leben zu genießen schienen – schon ab dem frühen Morgen, wenn Lilli wie immer nackt in die Küche lief um Kaffee für Anton und sich ins Bett zu holen.

Ihre Fantasie drehte sich gleich einem Karussell, das sie nicht anzuhalten vermochte. Über Monate beobachtete sie voller Misstrauen ihre Eltern und suchte nach Gelegenheiten, sie zu entlarven – bis sie auf einmal die Ursache ihrer Besessenheit erkannte: Lilli und Anton hatten sich als Mitstreiter der späten 1960er

Jahre Unabhängigkeit von der Generation ihrer eigenen Eltern erkämpft. Sie haben sich abgegrenzt und neue, eigene Werte bestimmt.

Das Verhältnis zu ihren Eltern, zu Lilli und Anton war dagegen freundschaftlich – keine belastete Eltern-Kind-Beziehung. Es gab nichts, wovon sie sich hätte abnabeln, abgrenzen musste oder wollte. Dennoch verspürte sie Sehnsucht nach einer eigenen Generationenidentität.

Sie gestand sich, dass das Beziehungsleben ihrer Eltern von Harmonie und Hingabe erfüllt war. Nichts Bizarres, nichts Geheimnisvolles verbarg sich hinter dieser Ehe.

Wie spießig, ihr Resümee. Hatte sie sich gewünscht, dass auch über ihrer Familie etwas Verborgenes schwelte, etwas Skandalöses, Anrüchiges oder Verruchtes, ein Geheimnis – um Reibung, eine Konfliktfläche zu haben, über die sie sich abgrenzen könnte?

Sie wusste nicht, wie sie mit der Erkenntnis umgehen sollte. Dafür nistete sich eine Idee bei ihr ein: Sie entscheidet, in keinem Fall in München zu studieren, sondern nach dem Abitur räumlichen Abstand zu suchen und einen eigenen Lebenskosmos zu begründen.

Regenklopfen

Nach zwei Semestern umtriebigen Studentenlebens beschloss sie, ein betriebswirtschaftliches Aufbaustudium für Naturwissenschaftler parallel zu ihrem Biologiestudium zu belegen. Auslöser war eine Hilfstätigkeit am Lehrstuhl, die ihr verdeutlicht hatte, dass die Forschung in keinem Fall ihr Berufsziel sein würde. Dafür hatte sie die Forschungssteuerung für sich entdeckt, womit der Ehrgeiz sie packte. Sie entschied, beide Studien gleichzeitig abschließen zu wollen und reduzierte Kneipentouren und Reisen.

Die Metamorphose löste in ihrer Umgebung Erstaunen und heimliche Bewunderung aus.

Eines Abends, es war schon nach zehn Uhr, erhob sie sich von ihren Büchern. Ihr war nach einem Spaziergang ums Carré. Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihr, dass es zu regnen begonnen hatte. Sie beobachtete den Regen, wie er gegen das Fenster tropfte, und kam zu dem Ergebnis, dass der Regen nicht tropfte, sondern klopfte. Sie fragte sich, warum nur von Regentropfen die Rede war, aber nie vom Regenklopfen. Erheitert von dem Gedanken beschloss sie, in die Kneipe zu gehen, in der Lena jobbte. Der Weg war kurz, wie fast alle Wege in Freiburg.

Die Cabane war voll, als sie reinkam. Sie winkte Lena zu und gesellte sich an der Theke zu einigen bekannten Gesichtern. „Hallo, Taraneh“, begrüßte sie ihr Kommilitone Georg, „wie läuft’s mit dem Lernen?“

Lena reichte ihr ein Glas Gutedel über den Tresen.

„Danke. Recht gut. Ich habe mich richtig reingebissen. Zum einen macht es Spaß. Zum anderen bekomme ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich mal nicht lerne. Meine Entscheidung gegen die Forschung und für die Forschungssteuerung beflügelt mich geradezu. Ressourcenallokationen nennt man das übrigens. Ein tolles Wort, was.“ Sie lachte über sich selbst. „Einen Berufseinstieg in die Steuerung von Entwicklungsprojekten kann ich mir jedenfalls gut vorstellen. In diese Richtung gibt es immer wieder Stellenanzeigen. Mein BWL-Studium passt da bestens.“

„Du bist viel weiter als ich. Ich habe keinen Schimmer, was ich in achtzehn Monaten, wenn alles rum ist, tun soll. Und auch ganz ehrlich: Noch vor einem Semester hätte ich Dir diese Zielstrebigkeit nicht zugetraut, so wie Du immer auf Achse warst“, frotzelte Georg. „Aber vielleicht geht mir ja auch noch ein Licht auf.“

In diesem Moment trat ein Mann auf Georg zu.

„Guten Abend, Georg.“

Georg stand vom Hocker auf und umarmte den Neuankömmling herzlich.

„Hallo, Leopold. Dich habe ich erst morgen erwartet. Wo kommst Du her?“, und ergänzte: „Darf ich Dir meine Kommilitonin Taraneh vorstellen – unsere Superschlaue. Erst hing sie nur rum, und jetzt strebt sie einen Doppelabschluss an – BWL und Biologie in einem Rutsch und mit Promotionsnoten“, plusterte sich Georg auf.

Leopold reichte ihr die Hand. Sie nahm ein warmes, trockenes Handinneres wahr, spürte einen angenehm festen Händedruck und sah in ein offenes Gesicht. Seine Augen funkelten bergsteinfarben, und Lachfältchen tanzten um die Augen. Sie war auf Anhieb eingenommen von Leopold.

„Guten Abend, Taraneh. Ich bin Leopold, der Onkel von Georg, auch wenn ich nur ein paar Jahre älter bin als er. Das ist aber eine längere Geschichte“, schmunzelte er. „Um auf Deine Frage zurückzukommen, Georg, wo ich herkomme: Ich war drei Tage in der Nähe von Wolfsburg, wo wir eine Konzertreihe auf verschiedenen Schlössern und Gütern für die übernächste Sommersaison planen.“

Noch immer hielt er ihre Hand.

„Leopold ist Musiker, aber vor allem Impresario“, erläuterte Georg.

„Um die Kirche im Dorf zu lassen – ja, ich bin Musiker, spiele Horn. Ich bin aber zu wenig aufs nur Musizieren ausgerichtet, um eine Festanstellung in einem Orchester anzustreben. Neben Klassik spiele ich aus purer Freude Jazz, dann Saxophon oder Posaune. Außerdem organisiere ich eben Konzertveranstaltungen“, holte er Georgs großspurige Formulierung vom Impresario herunter.

Erst jetzt ließ er ihre Hand los.

Sie hatte während der Vorstellungsrunde geschwiegen, und Onkel Leopold und Neffe Georg, wie sie die beiden zwischenzeitlich im Geiste getauft hatte, beobachtet. Leopold bestellte ein Bier und wartete wortlos ab, bis er das Glas von Lena bekam. Dann prostete er ihr und Georg zu.

„Die längere Geschichte vom Neffen und dem kaum älteren Onkel würde mich doch interessieren“, unterbrach sie das Schweigen. Sie wollte das Zusammentreffen der beiden nicht stören, aber Georg und Leopold führten ihren anfänglichen Gesprächsfluss nicht fort – warum also nicht? Außerdem interessierte sie der Mann, den sie um zehn Jahre älter als sich selbst schätzte. Er schien interessant zu sein – und seinen Händedruck spürte sie immer noch.

„Mein Vater und Georgs Großmutter waren Geschwister“, begann Leopold. „Mein Vater ist fünf Jahre älter als Georgs Großmutter. Daraus ergab sich ein erster zeitlicher Abstand. Mein Vater heiratete erst mit über dreißig und ich kam als drittes von fünf Geschwistern zur Welt. Da war mein alter Herr schon über vierzig. Die Großmutter von Georg hingegen – immer noch die Schwester meines Vaters – bekam ihr erstes Kind, die spätere Mutter von Georg, im Alter von zwanzig Jahren. Georgs Mutter wiederum heiratete mit zweiundzwanzig, und schon ein paar Wochen später kam Georg zur Welt. Sehr ungewöhnlich“, schmunzelte Leopold, „denn ich wurde dahingehend aufgeklärt, dass eine Schwangerschaft vierzig Wochen dauert. Aber vielleicht kannst Du mir als angehende Biologin dieses Phänomen erklären“, stichelte er fröhlich, mit einem Blick zu Georg. „Jedenfalls erklärt sich aus alledem, dass ich zwar nur sieben Jahre älter bin als Georg, aber dennoch der Onkel.“

„Da gilt die altbekannte, allerdings wissenschaftlich nicht fundierte Formel: ‚Erstgeborene kommen nach der Hochzeit gelegentlich eher kurzfristig zur Welt. Alle weiteren Kinder nach neun Monaten‘. Kanntest Du das Phänomen nicht?“, fragte sie mit ernster Miene und einem Augenzwinkern.

Onkel Leopold gefiel ihr immer besser – sein Witz, seine Schlagfertigkeit, seine sonore Stimme und die schlanken Hände. Die fast eins neunzig tat ein Übriges.

Über was machte sie sich da nur Gedanken?, wunderte sie sich – bis sie merkte, wie sich, seit sie Leopold gegenüberstand, ein Räderwerk in ihrem Kopf in Bewegung gesetzt hatte.

„Bist Du in Freiburg zu Besuch, oder wohnst Du hier?“, wechselte sie das Thema, blieb mit der Frage aber nah dran an ihm, an Leopold, an dem Mann mit dem sanften und doch festen Händedruck.

„Ein paar Kilometer außerhalb habe ich eine kleine Bleibe, so etwas wie ein Austragshäuschen, bei einem Weinbauern. Ich habe in Freiburg studiert und bin nicht zuletzt durch das Häuschen hier hängen geblieben. Ich liebe die Stadt und die Umgebung, lebe derzeit aber mehr aus dem Koffer. Beruflich bieten sich mir in der Region nicht die Möglichkeiten wie von Berlin, Köln oder München aus. Ich schwanke noch, wo ich sesshaft werden soll. Spätestens in zwei Jahren muss ich aus dem Häuschen raus. Dann muss ich eine Entscheidung treffen.“

„Ich komme aus München“, stieg sie auf seine Erklärung ein, „vermisse die Stadt aber derzeit nicht. Dort hättest Du aber vermutlich weit mehr Möglichkeiten als hier. Andererseits stelle ich mir den Konkurrenzdruck in Großstädten hoch vor – ein riesiges Angebot, viele Musiker, die um die Gunst des Publikums buhlen, oder?“ Sie wollte das Gespräch am Laufen halten.

„Das ist richtig. In den letzten Jahren habe ich aber genügend Kontakte aufgebaut, um mit Auftritten ausgelastet zu sein. Zudem, wie schon gesagt, organisiere ich Konzertveranstaltungen. Dafür wären Städte wie Köln oder München als Ausgangsbasis in jedem Fall besser.“

Zu dritt unterhielten sie sich noch eine Weile, bis Leopold erklärte, heimzufahren. Sie war enttäuscht. Gerne wäre sie noch eine Weile neben dem Mann gestanden – um sich mit ihm zu amüsieren und den Schalk in seinen Augen zu erleben.

„War nett, Dich kennenzulernen. Gibt es denn demnächst Gelegenheit, Dich in einem Konzert zu erleben? Wenn ich es recht überlege, war ich, seit ich in Freiburg bin, noch in keinem Konzert.“

„In acht Tagen spiele ich mit dem Akademischen Orchester Freiburg einen Mahler-Abend, zusammen mit den Domsingknaben und einer Studentenkantorei.

Großer Stoff. Ich bin sicher, dass ich eine Karte auftreiben kann. Hier, meine Telefonnummer.“ Er gab ihr eine verknitterte Visitenkarte, „Ruf mich an, dann lass ich Dir eine Karte an der Abendkasse zurücklegen.“

Sie war zufrieden. Sie hatte die Option, ihn offiziell wiederzusehen – und sie hatte seine Telefonnummer. Jetzt darfst Du gehen, sinnierte sie – und verspürte einen wohligen Schauer beim Händedruck zum Abschied.

4.

Neue Welt

Spielzeug Frank
Entschuldigungen
Stockholm
Zweite Chance

Entschuldigungen

„Meine Damen und Herren. Hier spricht nochmals Ihr Kapitän“, tönte es aus dem Lautsprecher über ihr. „In gut zwanzig Minuten landen wir in Stockholm. Herrliches Sommerwetter und Temperaturen bis 33 Grad erwarten uns. Ich hoffe, sie fühlen sich wohl bei uns an Bord und genießen noch den Rest des Fluges mit uns.“ Weiter hörte sie nicht mehr zu. Das war genau nach ihrem Geschmack.

Schon im Januar war Cecilias Einladung per Post eingetroffen – zu einer nachmittäglichen Fahrt mit einem historischen Dampfer zwischen den Inseln Stockholms, und, für den Abend, zu einem Sommerfest auf dem Familienanwesen, auf der Insel Djurgården.

Sie hatte Cecilia vor einigen Jahren auf einer Tagung kennengelernt und sie bereits einmal in Stockholm besucht. Sofort stand für sie fest, zu der Einladung zuzusagen. Und noch mit der Einladungskarte in Händen, hatte sie darüber grübelt, ob es auf dem Fest vielleicht einen stattlichen Schweden für sie geben würde. Ihre letzte Liebelei war etwas her und sie hatte Anlehnungsbedürfnis verspürt.

Mit dem Taxi ließ sie sich in ihr Hotel am Strandvägen fahren. Die Bootfahrt begann um zwölfhundertdreißig, die Anlegestelle befand sich gegenüber dem Hotel. Als sie an Bord kam, herrschte ausgelassene Stimmung unter den vielen Gästen.

Cecilia stürzte sich auf sie, umarmte sie überschwänglich zur Begrüßung und nahm sie mit zu einer Gruppe von Freunden. Taraneh kannte einige von ihnen bereits von ihrem ersten Aufenthalt in Stockholm. Sofort war sie in die angeregte Unterhaltung eingebunden. Alle hatte unverzüglich auf Englisch umgeschaltet. Sie genoss die herzliche Aufnahme, das herrliche Wetter, den kühlen Weißwein und die Aussicht.

Plötzlich wurde sie von Cecilia unterbrochen um ihr einen weiteren Gast vorzustellen. Die dunklen Augen und die Gesichtszüge ihres neuen Gegenübers kamen ihr sofort bekannt vor. Ihr schwante nichts Gutes.

„Taraneh. Darf ich Dir Paolo vorstellen. Wir haben zusammen in Hamburg studiert, das heißt, ich studierte noch, während Paolo als Assistent an der Uni tätig war und promovierte.“

Paolo, das war das Stichwort. Augenblicklich wusste sie, woher sie ihn kannte. Er hieß Dr. Paolo Ruggieri. Er war Teilnehmer eines Kongresses an der Universität in München gewesen, für dessen Organisation sie verantwortlich war. Sofort war ihr die Erinnerung an die erste Begegnung mit ihm wieder präsent. Ein unzugänglicher Zeitgenosse war dieser Herr Dr. Ruggieri gewesen – spröde, fast unhöflich.

Sie verspürte keinerlei Lust und Bereitschaft, sich hier, in dieser heiteren, sommerlichen Atmosphäre, nochmals mit ihm abzugeben, sich seiner anzunehmen. Unverzüglich beschlich sie ein leiser Verdacht – oder zumindest eine Sorge: Wollte Cecilia den Gast bei ihr abladen, da sie selbst nichts mit ihm anzufangen wusste?

„Das ist ja eine nette Überraschung“, brachte sie immerhin über die Lippen. Sie sprach weiterhin Englisch.

„Ich freue mich auch, sie wiederzusehen.“, erwiderte Paolo – auf Deutsch. „Wir hatten damals bei der Konferenz in München ja kaum Gelegenheit, miteinander zu sprechen.“

„Oh, Sie erinnern sich an unsere ersten Begegnungen. Das hätte ich nicht erwartet. Na ja, Gelegenheit miteinander zu sprechen hätten wir sicherlich gehabt. Aber mir schien, dass Sie kein besonderes Interesse an Gesprächen hatten – zumindest nicht mit mir“, gab sie spitz zurück.

Sofort ärgerte sie sich über sich selbst. Warum trat sie so kiebig auf? Sie spürte die verwunderten Blicke der umstehenden Gäste – und von Cecilia.

„Stimmt“, antwortete Paolo, „ich war in der Tat etwas unkommunikativ und habe dadurch vermutlich abweisend“, er überlegte kurz, „vielleicht sogar unhöflich gewirkt. Das tut mir wirklich leid. Ich weiß, dass Ihnen als Vertreterin der Universität die Rolle der Gastgeberin zukam – und ich habe dies nicht gewürdigt. Bitte entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit.“

Sie war verblüfft. Der Mann kann ja sprechen. Sogar ganze Sätze. Höflich und charmant kann er auch sein. Seine sonore Stimme mit dem italienischen Timbre entfaltete sofort die gleiche Wirkung wie damals auch.

„Ja, ich muss zugeben, dass sie es mir als ‚Gastgeberin‘ – wie sie es so galant formulieren – nicht gerade leicht gemacht hatten. Das ist aber kein Grund für meine Schärfe von soeben. Ich möchte mich auch entschuldigen. Ich hoffe, Sie nehmen die Entschuldigung ebenfalls an.“

Ihr wurde bewusst, dass sie sich schon lange nicht mehr von einem Mann so berührt gefühlt hat – und spürte ein Lächeln über ihr Gesicht huschen.

„Nun, nachdem jetzt fast alles geklärt wäre“, unterbrach Cecilia das Schweigen mit einer leicht künstlichen Heiterkeit, „muss ich Dir Paolo wieder entführen, da ich ihn auch noch anderen Gästen vorstellen möchte.“

5.

Erkenntnisse und Finale

Das will ich gar nicht wissen
Abends
Worum es geht
Frivole Extravaganz
Nähe
Armband
Intermezzo VII
Komm mit
Experiment
Abenteuer
Déjà-vu
Grotesk und komisch
Von einer vagen Idee zu einem festen Plan
Stummer Dialog
Finale

Das will ich gar nicht wissen

Nach der Landung am Flughafen in München fuhr er mit der S-Bahn in die Innenstadt - zu dem kleinen Hotel im Lehel, in dem er wohnte, wenn er hier zu tun hatte. Von dort war alles gut zu erreichen, zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Er stellte das Gepäck in seinem Zimmer ab und unternahm einen Spaziergang durch die Stadt. Er hat noch zwei Stunden Zeit bis zu ihrem Treffen.

Bei der Verabschiedung auf dem Fest in Stockholm in den frühen Morgenstunden hatte sie ihm vorgeschlagen, sich bei ihr zu melden, wenn er nach München käme. Ohne zu zögern hatte er versprochen, dies zu tun. Sie hatte ihm ihre E-Mail-Adresse aufgeschrieben. Ihm die Telefonnummer zu geben, war ihr als aufdringlich erschienen.

Dabei hoffte sie inständig, dass er sich melden würde, bald. Zugleich wusste sie nicht, was sie wirklich von ihm wollte. Ein vielleicht komplizierter Mann – mit tragischen Altlasten, hatte sie während ihres Rückflugs von Stockholm nach München überlegt. Noch dazu wohnte er in Italien. Das war reizvoll. Zugleich würde er häufig auf Exkursionen sein, weltweit, womit eine dritte Dimension aus Ort und Zeit dazu kam. Wie will man sich bei dieser Konstellation treffen, ohne dass daraus jedes Mal ein Abstimmungsmarathon würde, hatte sie gegrübelt? Das alles fühlte sich für sie erschöpfend an. Wo ist die Chance für Leichtigkeit, für Spontaneität und Gleichklang? Sie dachte an Philipp, ihren ersten Freund. Genau aus diesen Gründen hatte sie Philipp innerlich verloren und sich von ihm getrennt.

Alles sinnlos. Sie war frustriert und merkte, dass sie dabei war, sich zu verrennen, zu verirren. Warum konnte sie ein Wiedersehen mit Paolo nicht einfach unbeschwert und ohne Erwartungshaltung auf sich zukommen lassen? – sollte es überhaupt ein Wiedersehen geben.

Einige Tage später fand sie eine E-Mail von ihm in ihrem Posteingang. Gierig und aufgeregt las sie die Zeilen.

„Hallo Taraneh, am Montag komme ich nach München und fliege am Dienstag zu einem Forschungsauftrag nach Ägypten weiter.“

Meinte er den kommenden Montag, also in vier Tagen? Und warum fliegt er über München? Sicher könnte er auch von Mailand aus oder über Rom dorthin gelangen. Macht er diesen Umweg, um sie zu treffen? Sie ertappte sich, wie sie schon wieder voreilige Schlüsse zog und Erwartungen aufbaute. Dabei kannte sie den Mann doch im Grunde überhaupt nicht, und er sie auch nicht, bremste sie sich wieder. Sie las weiter.

„Wollen wir uns zu einem Abendessen sehen, falls Du das einrichten kannst? Schlag Du den Treffpunkt vor.“

„Was für eine Frage: Das kann ich einrichten!“ Sie hatte sich angewöhnt, in starken Momenten ihre Gedanken laut auszusprechen. Ihr Herz hüpfte. Sie freute sich fast kindlich.

Dann holte sie sich schnell zurück auf den Boden der Tatsachen. Die Mail enthielt keinerlei persönliche Anmerkungen. Mit keiner Zeile war er auf ihr Wiedersehen und den gemeinsam durchlebten Abend in Stockholm eingegangen. Er hätte zumindest schreiben können, dass er sich freuen würde, wenn ein Treffen klappte. Und: er hatte nur geschrieben, dass er sie zu einem Abendessen sehen wollte. Hätte er nicht wenigstens schreiben können, dass er sie ausführen oder einladen wollte? Sie analysierte die Mail nochmals: Es war eine nüchterne Anfrage, ein sachlicher Terminvorschlag. „Männer.“, rief sie dem Bildschirm zu, „noch dazu ein Naturwissenschaftler.“

Sie war enttäuscht. Aber warum? Dazu hatte sie kein Recht. Ja, er hätte die Anfrage persönlicher formulieren können. Viel wichtiger war aber, dass er sich überhaupt gemeldet hatte. Und das so schnell – und ein Wiedersehen vorschlug. Sie beschloss, sich die Freude über das bevorstehende Treffen nicht selbst zu verderben: Sie fand, dass ihr die Vorfreude zustand.

Wo sollte sie ihn treffen? In keinem Fall wollte sie ihn zu sich nachhause einladen. Zudem musste es ein Lokal ohne intimen Charakter sein. Darauf fragte sie sich, ob sie mit ihm allein sein wollte. Vielleicht wäre es unverkrampfter, wenn sie ein paar Freunde mitbrächte?

„Lieber Paolo, schön, dass Du Dich meldest.“ Sie stockte. Sollte sie nicht schreiben, dass sie sich über seine Nachricht freute und darüber, dass er sich so schnell gemeldet hat? Sollte sie noch ein ‚sehr‘ dazufügen? Also nochmals:

„Lieber Paolo, ich freue mich sehr, so schnell von Dir zu hören. Gerne können wir uns treffen. Würde Dir 19.00 h passen?“ Sie fügte den Namen des Lokals und die Adresse an. Zum Schluss erwähnte sie, dass auch einige ihrer Freunde mitkämen.

Seine Antwort kam prompt. „Er sitzt vor dem PC. Hat er auf meine Antwort gewartet?“, jubelte sie lauthals.

„Liebe Taraneh, ich freue mich auch – und darauf, Deine Freunde kennenzulernen. Am Dienstag treffe ich dann die Mitarbeiter meines Auftraggebers und wir fliegen gemeinsam weiter nach Ägypten. Bis Montag.“

„Das will ich gar nicht wissen. Er fliegt gar nicht wegen mir über München. Schade“, schimpfte sie vor sich hin. Dann fing sie sich wieder. Er hätte sich ja auch gar nicht melden können. Sie mailte ihm ein ‚Ciao, bis dann‘ zurück.